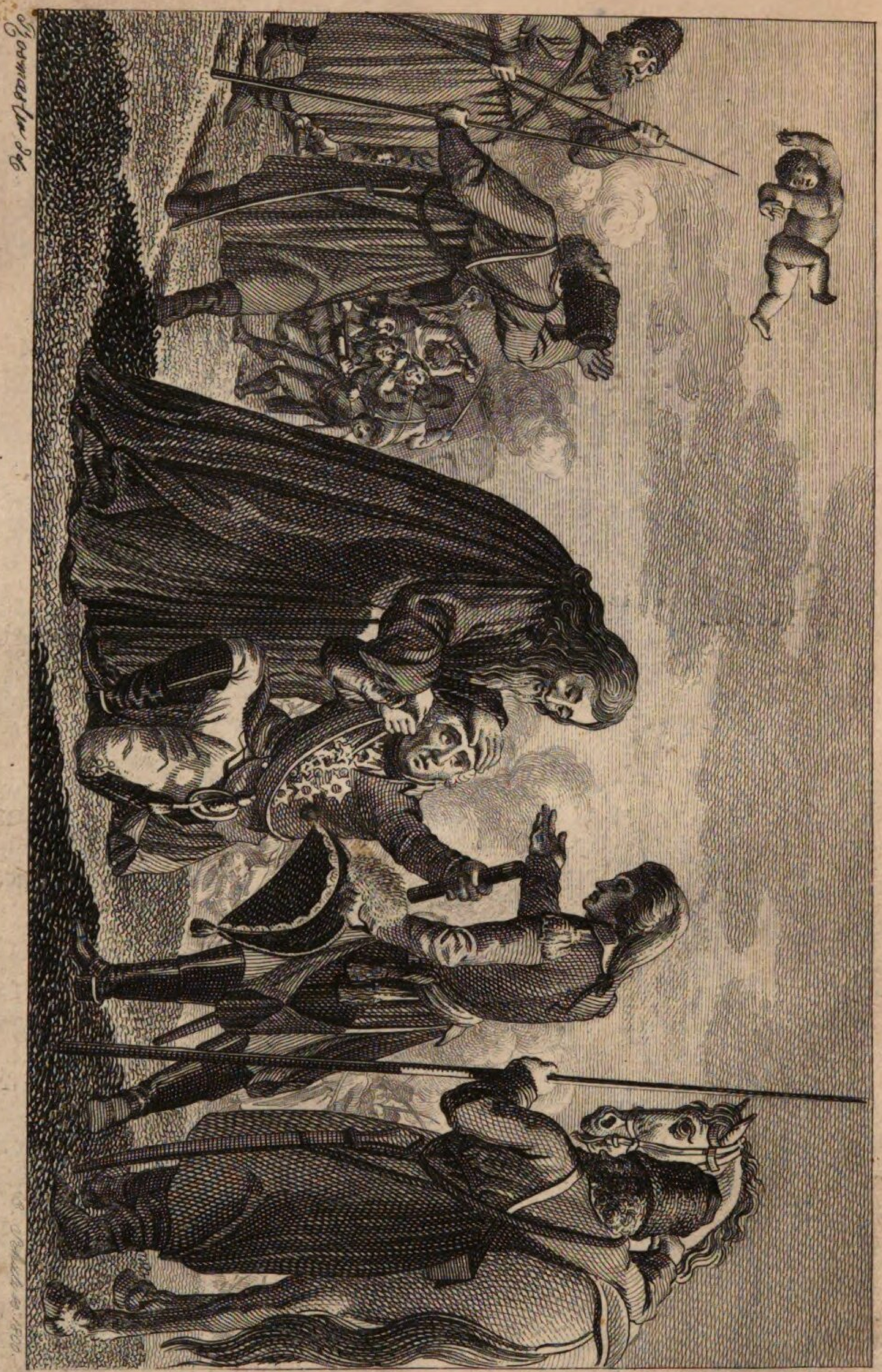

Kakodämon

der

Schreckliche.

[= Suworow]

Pansalvins und Mirandas Donnerkeil,
[= Potemkin] [= Katharina II]

Revisor

des Codex der Menschen-Rechte.

[Verf: Joh. Friedr. Ernst Albrecht]

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Mit einem Kupfer.

[Erfurt]

Pyropolis

1800.

Kakodämon
der
Schreckliche.

Erstes Kapitel.

Eine kakodämonische Scene aus dem kakodämonischen Krieg. Schlachtgetümmel und Kanonendonner. Gemetzel unter den Gefangenen.

(Kakodämon, Oberbefehlshaber der bojarischen und astrali-

schen Truppen — Anirt, sein Adjutant. Bursow, ein bojarischer General. Macer, ein astralischer Major. Perend, ein gefangener utopischer Officier.)

(Der Schauplatz ist im Lande Rumalien, wo der Krieg zwischen den bojarisch-astralischen Truppen geführt wird. Auf einer großen, freyen Ebene schwärmen zerstreute Corps umher. Nahe bey dem Flecken Crema befindet sich der Oberbefehlshaber Kakodämon mit einem auserlesenen Corps, welches sich auf einer Wiese hinter einem Wäldchen gelagert hat. Um ihn herum sind die eben genannten Personen. Vierhundert gefangene und entwafnete Utopier sind von achthundert bojarischen Soldaten eingeschlossen, und sollen transportirt

werden. Aus der Ferne hört man zuweilen Kanonenschüsse.)

Anirt (kommt von der Seite hergesprengt:) Großer Kakodämon! Der Feind ist von allen Seiten aus seiner Position zurückgedrängt, und denkt nicht daran, noch einen Angriff auf unser Lager zu wagen. Die Astralier sind noch auf dem linken Flügel mit ihm engagirt; doch haben sie ihn ebenfalls eine retrograde Bewegung zu machen genöthigt.

Kakodämon. Hurrah! Das ist ein guter Anfang! Doch es muß noch besser kommen. Jetzt, Soldaten,

macht Euch fertig, die utopischen Hunde niederzuschießen.

Macer. Niederzuschießen? Ich will nicht hoffen, daß Ew. Excellenz — ! —

Kakodämon. (lachend:) Sich werden befehlen lassen. Nicht wahr Herr Major? Sie haben gehört, was ich befohlen habe.

Macer. Ich höre und staune! Nie wurde bey unsern Truppen ein solcher Befehl gegeben. Wir behandelten die Feinde, die in unsere Hände fielen, als Kriegsgefangene, mußten sie an einen entfernten Ort bringen, um

sie dann gegen die Unsrigen wieder aus-
zuwechseln.

Kakodämon. Das ist viel zu methodisch und taugt nichts. Man muß diesen Hunden ein panisches Schrekken einflösen. Ich will sie ganz auf den Fuß behandeln, wie die Othonier, deren Schrecken ich war. — Alles nieder, was vor die Klinge kommt! Alles nieder!

Macer. In der Schlacht und beym Sturm, da bin ich selbst der Meynung — aber Gefangene. —

Kakodämon. Werden erschossen. Das ist nun einmal meine Ma-

rime, von der Sie, Herr Major, mich nicht abbringen werden. Was sollten wir auch mit den Bestien anfangen? Sie zehren uns nur die Lebensmittel auf und erfordern brauchbare Truppen zum Escordiren und Bewachen — also fort mit ihnen!

— Macer. Ew. Excellenz verzeihen — aber, wenn die Feinde es nun eben so mit ihren Gefangenen machen, so entsteht ja ein wahrer Vernichtungskrieg.

Kakodämon. Als ob das ein Unglück wäre! Das Losungswort des Kriegs ist ja einmal: Vernichtung! Ob vier Wochen früher oder später, das

thut nichts zur Sache. Meine Truppen wissen das nicht anders. Lassen sie sich fangen, so mag der Feind mit ihnen machen, was er will. Doch wir verlieren nur die Zeit mit reden. Anirt! hole mir den feindlichen Officier her.

(Der utopische Officier Perend wird herbeygeführt).

Perend. Was wollen Sie von mir, Herr Feldmarschall?

Anirt. Man spricht hier zu Lande: was befehlen Sie. Ein wenig mehr Respekt, Bürger Perend, wenn ich bitten darf. Die republikanische Sprache ist hier nicht Mode.

Perend. Das höre ich. Und dennoch werde ich sie führen. Uebrigens rede ich nicht mit Ihnen, sondern mit dem Herrn Feldmarschall und erwarte von ihm, daß er über unsere Truppen, die in Gefangenschaft gerathen sind, verfügen werde.

Kakodämon. Das werde ich sogleich.

Macer. (für sich:) So verfügen die Cannibalen!

Perend. Wenn und wohin sollen wir escordirt werden?

Kakodämon. Wenn? Jetzt gleich; und wohin? in den Orkus.

Perend. In den Orkus? Ich verstehe Sie nicht, Herr Feldmarschall!

Kakodämon. Ich sollte meynen, das wäre sehr leicht zu verstehen. Haben Sie noch nichts vom Orkus gehört.

Perend. O das wohl; aber eben deswegen verstehe ich Sie nicht. Erklären Sie sich deutlicher.

Kakodämon. Sehr diktatorisch gesprochen, Bürger Perend! Nun gut, ich will Euch deutlicher erklären.

Also: die Gefangenen werden erschossen.

Perend. Sie scherzen, Herr Feldmarschall!

Kakodämon. Ich scherze nie, am wenigsten mit einem utopischen Bürger.

Perend. Ich bin stolz darauf. Doch diesmal dürften Sie doch wohl eine Ausnahme machen. Denn wir führen den Krieg hoffentlich mit Menschen, und nicht mit Barbaren, die alle Menschenrechte mit Füßen treten.

Bursow. Das Wort Menschenrechte darf bey uns nicht gebraucht werden. Unser gnädigster Monarch hat es verboten, weil es ein revolutionäres Wort ist.

Perend. Aber Menschen seyd Ihr doch, oder wollt es doch wenigstens seyn?

Bursow. Welche Sprache! Uns per Ihr anzureden! Der Bursche thut nicht anders als ob er unter seines Gleichen wäre!

—

Perend. Es würde ein hoher Grad von Illusion dazu gehören, um sich das einzubilden.

Kakodämon. Kein Wortwechsel weiter. Es bleibt bey der Resolution: die Gefangenen werden erschossen.

Perend. Ist's möglich, daß ein Mensch einen solchen Befehl geben kann!

Kakodämon. Sie hören's ja, und werden's sogleich auch sehen.

Perend. Sie wollen also wirklich eine solche Schandthat begehen? Nun gut, wir sind in Eurer Gewalt — aber wisse, Barbar, für das Blut, das Du hier so unschuldig vergießest, bleibst Du der Menschheit verantwortlich!

Die grosse Nation wird diese beyspiellose Verletzung des Kriegsrechts an dir und deinen barbarischen Horden schrecklich zu rächen wissen. Du läßt mich doch mit erschießen?

Kakodämon. Das versteht sich: Doch halt! Nein, du mußt am Leben bleiben, um Zeuge davon zu seyn, wie wir mit den Königsmördern verfahren. Ich werde dich, wenn der Aktus vorüber ist, wieder an die Truppen der großen Nation ausliefern, damit du ihnen die schreckliche Nachricht bringen kannst: Kakodämon ist da!

Perend. Schreckliches Ungeheuer! Schandfleck der Menschheit. —

Bursow. Halt's Maul, verdammter Königsmörder — oder (er zieht seinen Säbel).

Perend. (tritt unerschrocken vor ihn) O ich fürchte dich nicht! vollziehe deine Drohung, schändlicher Fürstenknecht!

(Bursow ist im Begriff, ihn niederzuhauen.)

Kakodämon. Halt, General Bursow! Verschieben Sie ihre Rache auf eine andere Zeit. Jetzt liegt mir daran, daß er verschont bleibe.

Bursow. (steckt sein Schwerdt wieder ein.) Ich gehorche Ihrem Befehl! —

Perend.

Perend. Kakodämon, wenn Du noch einen Funken menschlichen Gefühls hast, so laß mich das Schicksal meiner unglücklichen Waffenbrüder theilen! Ich weg, ich kann ihr Schicksal nicht überleben — gewähre mir diese Bitte!

Kakodämon. Es bleibt bey meiner Ordre.

Macer. Darf ich's wagen, Herr Feldmarschall, um Gnade für die Gefangenen zu bitten?

Kakodämon. Herr Major, ich verbitte mir Ihre Einreden! Ich will's so, und damit Basta!

Macer. (für sich): Schrecklich, schrecklich! daß ich diesem Barbaren gehorchen muß! Doch ich will wenigstens nicht Zeuge dieses abscheulichen Auftritts seyn. (geht schnell ab).

Kakodämon. (zu Anirt, Bursow und Perend.) Ihr verzieht hier. (er tritt zu den Soldaten.) Jetzt Cameraden, macht Euch fertig, die Königsmörder niederzuschießen! Sie, Herr Hauptmann, rangiren die Grenadire und commandiren zum Schuß.

(Die bojarischen Grenadire werden in Ordnung gestellt und geben drey Salven auf die utopischen Gefangenen. Der Platz ist mit todten, verstümmelten Körpern bedeckt. Man hört das Röcheln der Sterben

den und das Aechzen der Verstümmelten. Tiefe Stille umher).

Kakodämon. Ist alles nieder? Daß ja nicht etwa einer von den Hunden davon kommt.

Der Hauptmann; Alles nieder. Nur hie und da zappelt noch einer; aber es sind die letzten Todteszukkungen.

Perend. Ich wiederhole meine Bitte, Kakadämon: Laß mich auch umbringen! O laß mich tödten!

Kakodämon. Nichts! Sie, Herr Hauptmann, lassen ihn durch

einen Mann bis an die utopischen Vorposten bringen und dort abliefern. (Zu Perend) Du erzähl' dann deinen Landsleuten, was vorgegangen ist; sag ihnen: Kakodämon ist da und wird Euch vernichten! Hörst du? Sag ihnen das.

Perend. Ich werde es ihnen erzählen, und wehe Euch, wenn wir zur Rache unserer gewürgten Waffenbrüder kommen.

Kakodämon. Laß sie kommen! Laß sie kommen! Jetzt marsch!

(Perend wird abgeführt).

(Zu Bursow) Sie, Herr General, begleiten mich und Anirt in's Quartier, wo ich die weitere Ordres stellen werde.

(Sie gehen ab.)

Zweytes Kapitel.

Kakodämons Jugendgeschichte.

„Das Wölfchen fühlt des Wolfes Trieb."
Lichtwehr.

Das Alterthum will, daß sich bey der Geburt jedes berühmten Mannes etwas Wunderbares ereigne. Es geschehen Zeichen am Himmel und Zeichen auf der Erde, um die Ankunft des neuen

Helden zu feyern. Die Erde erbebt, der Donner brüllt am hellen Himmel, Sonnenfinsternisse entstehen außer der ewigen Ordnung, das Meer durchbricht die Schranken, die es vom Continent trennen, Ströhme und Seen vertrocknen, feurige Drachen, Rosse und Hunde werden gesehen, Ströhme von Blut ergießen sich, furchtbare Meteore erscheinen am Firmament, jauchzende, krächzende oder winselnde Stimmen ertönen, Engel, Geister, Wasser- Wald- und Feldteufel hüpfen und flattern umher — kurz die ganze organische und nichtorganische Natur geräth in Aufruhr und Bewegung. Wenn ein Alexander der Große geboren wird, so läßt sich der königliche Adler über der

Wiege des Helden - Knaben sehen, so erscheinen der Olympias Götter, Genien und Nymphen, so geht in Persien eine allgemeine Revolution vor, welche den nahen Umsturz des collossalischen Reichs verkündet. Wenn ein Marcus Tullius Cicero den sublunarischen Schauplatz betritt, so ertönen die Rostra von durchdringenden Stimmen, um den großen Redner und Consul Roms zu inauguriren. Wenn Simson der Starke, die Zahl der unsterblichen Sterblichen vermehrt, so erbebt der Dagon zu Ekron, so klirren die Becken zu Askalon, so heult es im heiligen Hain und auf den heiligen Höhen von Gibrat, um das Schrecken der Philister zu verkündigen.

Wunder müssen nun einmal bey der Geburt großer und furchtbarer Menschen geschehen.

Die Ereignisse bey der Geburt unsers Helden sind zwar nicht so außerordentlich und portentös, aber doch immer ominös und merkwürdig genug. Ob die hohe Pforte von Estambul erzitterte, ob der Turban des Beherrschers der Gläubigen auf dem Haupte wankte und ob die große Rächerfeder von demselben herabfiel, ob die Wälle von Ispael von Blut flossen, ob die Weichsel Legionen von Schatten-Leichnamen mit sich fortführte, ob die Eulen in Volhyniens Wäldern ein trauriges Todtenlied anstimmten, ob am Taurus

und Caucasus das Getümmel der Schlacht und der Donner der Kanonen gehört wurde, ob das Utopien cimerische und ägyptische Finsterniß dekte — dies alles, geliebter Leser, können wir nicht mit Gewißheit sagen, da uns die geschichtlichen Quellen hierüber fehlen, und da wir dir nicht gern unverbürgte Sagen und Märchen statt historischer Wahrheiten mittheilen möchten.

Wir geben daher nur das, was wir verbürgen können. Es sind in Betracht jener großen Vorbedeutungen freylich nur Kleinigkeiten; aber auch diese sind in dem Leben ausgezeichneter Personen wichtig. Wenigstens sind sie es den Biographen derselben von der

allergrößten Wichtigkeit. Doch wir kommen gleich zur Sache.

Am Tage der Empfängniß unsers Helden hielt der Vater desselben, ein stattlicher Cavalier, eine allgemeine Revision seines Hauswesens, das heißt, er prügelte seine sämmtliche Dienerschaft, vom Kammerdiener Johann an bis zum untersten Jagdhund Caro, einem der treuesten Diener und Begleiter seines Herrn, so cavalliermäßig durch, daß man sich seit einigen Jahren keiner so energischen Execution auf dem Rittersitze zu Breskatelko, so hieß das Landgut, wo sich das Aelternpaar unsers Kakodämon damals aufhielt, entsinnen konnte. Zwey tatarische Pferde waren

schon des Morgens, auf einem kleinen Spatzierritte, todt geritten worden, und der Bediente, der das Unglück hatte, seinen gestrengen Herrn bey diesem Plaisir nachzureiten, hatte einen so ungeschickten Sturz gethan, daß zwey Rippen, erst nach einem schmerzhaften Lager von 6 Wochen, wieder geheilt wurden. Warum der gestrenge Herr diesmal so außerordentlich heftig war, darüber sind die Meynungen sehr getheilt, da einige die Ursache davon in dem Verweis, den Sr. hochgräfl. Excellenz Tages vorher von einem hohen Obern empfingen, andern hingegen in dem Umstande finden wollen, daß dieselben in einer fatalen Partie am l'Hombre-Tische die Kleinigkeit von vierhundert

Ducaten verloren. Andere glauben, der Kopf des Herrn Grafen sey noch von der reichlichen Quantität Arak, die Sie zu sich nahmen, erhitzt gewesen.

Dem sey wie ihm wolle, genug die vorhin beschriebenen Fakta ereigneten sich, und an diese reihte sich bald noch ein anderes Faktum an, dessen wir jetzt erwähnen wollen. Durch die so eben beschriebene Revision des Hauswesens und die in demselben vollstreckte Execution, ingleichen durch den obgedachten etwas heftigen Morgen = Spatzierritt, war der Herr Graf etwas abgemattet und bedurfte nach so vielen Strapatzen, einer kleinen Stärkung. Diese suchte und fand er denn — wie er

sie denn schon oft mit glücklichem Erfolg in ähnlichen Fällen gesucht und gefunden hatte — in einigen Bouteillen Arak. Diese thaten denn, wie gewöhnlich, ihre Wirkung, und unser Herr Graf gerieth in einen solchen Zustand, wo er aller seiner Sinne, mit Ausschluß des sechsten, völlig beraubt wurde.

Seine Frau Gemahlin war eines solchen Zustandes schon viel zu sehr gewohnt, als daß sie hätte darüber erschrecken sollen. Ja, sie war vielmehr erfreut darüber, weil die gute Dame nur dann dasjenige erlangen konnte, was sie so sehnlichst wünschte. Ihr Herr Gemahl war nämlich nur dann

zum ehelichen Geschäfte geneigt und tüchtig, wenn er sich, nach dem Brownschen System, das freylich damals noch nicht erfunden in der Praxis aber schon längst als bewährt befunden war, dazu vorbereitet hatte.

Zum Glück für sie ging nicht leicht eine Woche ohne eine solche Vorbereitung und das, was darauf zu erfolgen pflegte, vorbey, und oft wurde D. Martin Luthers bekannte Forderung an einen Ehemann noch übertroffen. Sie war daher nur selten in die Nothwendigkeit versetzt, für die vis innertiae, welche sich im nüchternen Zustande, bey ihrem Herrn Gemahl äußerte, anderwärts Entschädigung zu suchen.

Freylich ist dies nicht so zu verstehen, als ob sie einer solchen Entschädigung überhaupt gar nicht bedurft hätte, — denn wer wollte einer Dame von Stand eine solche Resignation und Entbehrung zumuthen? — nein, sie bedurfte ihrer allerdings und suchte und fand sie auch wirklich. Wozu sollte auch einer Dame von Stand die große Menge von Kammerdiener, Laquayen, Laufern, Kutschern u. s. w. nützen, da der äußere Dienst mehr nicht als höchstens die Hälfte derselben erfordert und in Aktivität setzt?

Mancher Leser dürfte vielleicht hiebey auf die Vermuthung gerathen, als

ob

ob wir, bey der angeblichen Paternität des Herrn Grafen, an eine Substitution und Sublevation durch die Dienerschaft und an die sonst so gewöhnliche Compaternität dächten — allein dies ist nicht der Fall, und wir würden, wenn wir dieses glaubten, oder es den Lesern glauben machen wollten, von der obigen Vorbereitung nichts gemeldet haben. Wir bitten daher, in gegenwärtigem Falle, von der Vorstellung einer Einwirkung des aufwartenden Kammerdieners ꝛc. durchaus zu abstrahiren.

Ob und inwiefern aber jener Zustand des Herrn Grafen bey der Erzeu-

gung unsers Helden als ein Omen betrachtet werden könne, müssen wir der eignen Beurtheilung der geneigten Leser anheimstellen. Minder zweifelhaft indeß sind die Träume und Phantasien, welche der Frau Gräfin nicht nur während des vorhin eingeleiteten Aktus, sondern auch während der Schwangerschaft und Geburt vorschwebten. Da es nicht nur ihr sondern auch ihres Herrn Ehegemahls sehnlichster Wunsch war, einen männlichen Nachkommen aus ihrer bisher unfruchtbaren Ehe zu erzielen, so ist es wohl leicht begreiflich, daß sie der Gedanke an einen Sohn fortwährend werde beschäftiget, und daß sich ihre Phantasie die

schönsten Bilder von demselben werde entworfen haben. Allein, daß es gerade diese Bilder und Vorstellungen waren, das scheint doch nicht blos das Werk des Zufalls gewesen zu seyn.

Wie oft erblickte sie nicht im Traum und wachend den Sohn, den sie gebähren sollte, als einen zukünftigen Helden, den der ganze Erdkreis mit Bewunderung anstaunen sollte! Sie erblickte in ihm die Stütze und den Stolz ihrer uralten Familie, den Schild des bojarischen Reiches und die eherne Vormauer gegen die fürchterlichen Feinde von Estambul und Utopien. Sie sah im Geiste die Ströhme Bluts bey

Ispael und Perga fließen, sah das gezückte Schwerdt in den Eingeweiden der Gefangenen wüthen, hörte das Röcheln der Sterbenden, das Angstgeschrey der Verwundeten, hörte den Kanonendonner, und das Gebrüll der Schlacht. Und alle diese grausenden Bilder und Gesichte schreckten sie nicht, denn sie betrachtete sie als die Verherrlichung ihres Erstgebornen. Ihre amazonisch-heroische Seele besiegte die schwache Weiblichkeit und sie segnete, wie eine zweyte Olympias, die Stunde, welche ihrem Alexander das Daseyn geben sollte.

Und sie erfolgte endlich, diese sehn-
lichst gewünschte Stunde, in welcher
sich der Himmel verfinsterte, in welcher
der Sturmwind wüthete und die Thore
von Estambul und Sibaris zitter-
ten. Ganz Breskatello ertönte vom
Jubel über die Ankunft des zukünftigen
Helden und selbst der, wie gewöhnlich,
betrunkene Vater stammelte Töne der
Freude hervor, als er hörte, daß ihm
ein Sohn geboren sey. „Das soll —
soll — soll ein rechter, echter — —
He — Hel — Kerl werden — ja —
der — so — soll — trinken — trink
— en — trinken — ja — jagen —
und — und prügeln — wie ich — —“
Die Leser haben hier zugleich einen Be-

griff davon, wie sich der alte Graf aus-
zudrücken pflegte, wenn er in dem Zu-
stande sich befand, den wir so eben ge-
schildert haben.

„Man nenne den Knaben Ale-
xander" — rief die Mutter, als der
Pope in's Zimmer trat, um die Ge-
bräuche der Kirche an dem neuen An-
kömmling zu verrichten. „Er heißt
Alexander", rief der fromme Mann
aus, und nahm ihn im Namen des h.
Alexander in den Schoos der rechtgläu-
bigen Kirche auf.

Wie bedeutungsvoll dieser Name
war, wissen wir; er erinnert unwider=

stehlig an Alexander, den Macedonier, den Umwälzer Griechenlands, den Verwüster Persiens, den Bezwinger Indiens und den Besieger und vergötterten Helden von Afrika. Nicht ohne Zuthun und Einwirken des Schicksals erhielt er diesen Namen.

Ehe wir in der Geschichte unsers Alexanders weiter fortfahren, wird es nöthig seyn, über die Familie desselben einige Nachrichten mitzutheilen.

Seine tapfern Vorfahren waren erst seit einem Jahrhundert Unterthanen des bojarischen Reichs. Vorher lebten sie in dem benachbarten Sue-

venlande, wo sie keine unbedeutende Rolle spielten und sich durch starke Fäuste und eisenfeste Mägen berühmt machten. Warum sie ihr Vaterland verließen und nach Bojarien wanderten, ist nicht zur Gewißheit zu bringen. Sie wurden entweder, auf den Ruf von ihrer Tapferkeit, von dem Beherrscher aller Bojaren eingeladen, in dieses Reich zu kommen; oder sie begaben sich freywillig aus ihrem armen Lande dahin, wo große Besitzungen ihrer warteten. Sie erhielten große Landgüter und Ländereyen zum Lohn ihrer Tapferkeit; aber sie mußten sie größtentheils erst von drey mächtigen Feinden erkämpfen. Diese waren die kühnen Poda-

lier, die wilden Tartaner und die fürchterlichen — Bären. Mit diesen führten sie lange und blutige Kriege. Ihre Tapferkeit siegte, und seitdem waren sie im ungestörten Besitz ihrer Güter und der Gunst ihres mächtigen Beherrschers.

Im Suevenlande nannte sich diese Familie Suworja; in Bojarien aber wurde dieser alte Name mit Suwarjova vertauscht. Warum dies geschah, können wir eigentlich nicht sagen; vermuthlich that man es zu Gunsten der bojarischen Sprache. Alle Mitglieder dieser Helden-Familie behaupteten den Ruhm ihrer Vorfahren.

Keiner war jemahls in der Schlacht zurückgewichen, keiner hatte eines Feindes verschont, keiner war von einem andern im Trinkgelage besiegt worden. Sie waren, außer dem Hause, beständig zu Roß, und selbst in der größten Trunkenheit saßen sie so fest auf der Mähre, als wären sie mit Riemen darauf festgebunden. Sie waren die größten Pferdte-Bändiger des großen bojarischen Reiches, und wenn sich gleich die armen Thiere unter ihren Streichen sehr übel befanden, und oft unter der Last ihres Drückers todt niederstürzten, so verdient doch das Ungemach der Pferdte mit der Reiter-Ehre ihrer Ge-

bieter gar nicht in Vergleichung gesetzt zu werden.

Der Vater unsers Helden, Basilius Suwarjova, war seiner glorreichen Ahnen vollkommen würdig, wie wir schon oben gezeigt haben. Bey dem Beherrscher Bojariens stand er in ganz vorzüglicher Gunst und wurde mit vielen und ausgezeichneten Ehrenstellen und Staatsämtern bekleidet. Das Letztere scheint zwar mit den oben angegebenen Eigenschaften sehr zu contrastiren, und wir können nicht läugnen, daß in andern Ländern eine solche Vereinigung beynah unmöglich seyn würde. Allein in dem bojarischen Reiche sind

solche Fälle so wenig unerhört, daß sie vielmehr zu den gewöhnlichen gehören. Es giebt ja doch mit unter immer einige lichte Zwischenräume (lucida intervalla), wo man den Geschäften des Staats obliegen kann. Und das Commando eines Regiments, oder eines Corps, und das Gouvernement einer Stadt oder Provinz zu führen, dazu bedarf es ja keiner großen Nüchternheit. Wenn der Herr Commandeur oder Gouverneur nur schreiben d. h. Buchstaben malen, kann, so ist es schon gut. Und man ist doch nur zuweilen so betrunken, daß man gänzlich außer Stand wäre, seinen werthen Namen zu schreiben, oder zu kritzeln.

Wenn die Staatsgeschäfte in der Residenz abgethan waren, und das waren sie gewöhnlich sehr schnell, so lebte Graf Basilius auf seinen Landgütern, und vorzugsweise zu Breskatello, wo er sich die Zeit auf eben die Weise vertrieb, wie es bey seinen Nachbarn, den Grafen und Baronen des Reichs zu geschehen pflegt. Der einzige Unterschied zwischen ihm und seinen Nachbarn bestand darin, daß er in den sogenannten hochadeligen Studien, Wissenschaften und Plaisirs ein weit größerer Meister war. Seine Unterthanen hatten einen großen Respekt vor ihm und er verstand es meisterlich, sich und sie (active und passive) darin zu er-

halten. Er ließ auf seinen Gütern eine so strenge und prompte Justiz handhaben, und führte die allmächtige Knute mit solchen Nachdruck, daß seinen Bauern auch nicht einmal der Gedanke an Ungehorsam einfiel, und daß selbst eine ganze Legion von den freyheitspredigenden Mitgliedern der Propaganda, welche sich in diesen letzten Zeiten, laut der untrüglichen Angeln der Eudämonia, über ganz Europa wie ein Heuschrecken-Schwarm verbreitet haben soll, bey diesen Söhnen der Wildniß keinen Eingang gefunden haben würde.

Ob er geliebt wurde? Das ist eine sonderbare Frage, die bey dem Besitzer eines bojarischen Bauern- und Rittergutes gar nicht aufgeworfen werden sollte. „Liebe, sagt irgend ein berühmter Schriftsteller", ist im Grunde nichts als eine Schwachheit, eine Eigenschaft, die nur ein schwacher Regent bey seinen Unterthanen suchen und wünschen kann. Respekt, und nur Respekt, das ist die Angel, um welche sich das Ganze dreht. Ihn einzuflößen und zu erhalten, das ist die einzige Regierungskunst, das einzige Studium des Gewalthabers." Und in der That verstand unser Graf diese Regierungs-

kunst besser als sie ihm selbst ein Machiavell hätte lehren können.

Die Mutter unsers Alexander war noch in der besten Blüthe ihres Lebens und eine Dame von feiner Erziehung und Bildung. Unter den Damen des bojarischen Reichs spielte sie eine der vorzüglichsten Rollen, und ihr Einfluß auf die Angelegenheiten der Residenz und des Hofes war nicht unbedeutend. Es waren unter den angesehenen Fürsten und Grafen, deren Stern eben am Horizonte des Hofes leuchtete, wenige, die nicht mit ihr in genauer Verbindung gestanden hätten. Als Fräulein von Curjasow verstand

sie

sie die Kunst, alle für sich einzunehmen und zu fesseln. Die ersten Eindrücke bewirkte die Natur, die sich gegen sie nicht stiefmütterlich bewiesen hatte; das Uebrige that die Kunst. Die übrigen Damen waren, wie natürlich, neidisch auf sie, und ließen es nicht an mancherley Cabalen und Intriguen gegen die schöne Curjasow (denn diesen beneidenswerthen Titel führte sie vorzugsweise) fehlen; allein höchstens gelang es ihnen, ein zweydeutiges Gerücht von ihr in Umlauf zu setzen. Uebrigens scheiterten alle Angriffe der Intrigue und Cabale an der Leichtigkeit, mit welcher sie sich darüber hinwegsetzte. Ihre Feindinnen nützten ihr vielmehr,

wider ihren Willen; denn je mehr sie die schöne Petrowna zu verläumden suchten, desto mehr erregte sie Interesse. Es entstand ein rühmlicher Wetteifer unter den Herren des Hofes, wer von ihnen am meisten mit ihr in's Gerede kam. Eine solche Schande erträgt sich so leicht!

Graf Basilius Suwarjowa war der Glückliche, der endlich das Herz und die Hand der schönen Petrowna zum heil. Ehestande fixirte. Es war kein kleiner Triumph für ihn, über so viele Mitbewerber den Sieg davon zu tragen. Vielleicht würde ihm dieser nicht so leicht geworden seyn, wenn

nicht die schönen Landgüter des Grafen einen forcirten Angriff auf ihre schlecht vertheidigten Außenwerke gethan hätten. Wir übergehen alle Details dieses Feldzugs in Amors Gebiete, so wie das Victoria in Hymens Tempel, und bemerken daher nur noch, daß unser Ehepaar bereits in's siebente Jahr im Ehestande lebte, ohne ein Produkt desselben aufweisen zu können. Wieviel aber beyden, besonders an einer männlichen Descendenz gelegen war, haben wir schon oben erwähnt, so wie der Freude, welche das Aelterpaar und ganz Breskatello über die Ankunft des zukünftigen Familien- und Welthelden empfand.

Die ersten Jahre der Kindheit schienen eben keine großen Hoffnungen zu dieser Würde zu erwecken. Man denkt sich unter einem Knaben, der zum Helden bestimmt ist, gewöhnlich einen Athleten von Körper und Geist. Ich weiß nicht woher das kommt; aber soviel ist gewiß, daß man von ihm eine für seine Jahre ganz ungewöhnliche Größe und Stärke des Körpers und ein Seelenvermögen erwartet, das den Herren nicht blos ahnden, sondern mit Gewißheit vorher bestimmen läßt. Dieser Glaube litt bey unserm Helden-Knaben eine starke Ausnahme. Wer ihn in der Wiege, am Gängelbande und auf dem Steckenpferdte zu Breskatello gese-

hen und wer sein Winseln und Schreyen und die ersten Aeußerungen seines intellektuellen Ichs vernommen hätte, der würde in ihm eher alles andere, nur keinen zukünftigen Helden erblickt haben. Man bemerke also auch in diesem Umstande das Unbegreifliche und Wunderbare.

Er war so schwach, daß er erst im dritten Jahre seines Daseyns nothdürftig laufen lernte, und das vierte war schon verflossen, ohne daß er etwas anderes als die ersten Töne des Lallens, welche die Anwesenheit eines menschlichen Sprachorgans vermuthen ließen, von sich zu geben vermochte. Erst das

fünfte Jahr berechtigte zu der Hoffnung, daß er einer artikulirten Sprache fähig sey, und das sechste begrüßte ihn endlich als einen Redner. Doch bitten wir die Leser bey diesem Worte nicht an einen Demosthenes, Cicero u. s. w. sondern einzig und allein an einen Knaben zu denken, welcher reden d. h. sich verständlich ausdrücken kann.

Die Aeltern wendeten große Sorgfalt auf seine Erziehung; nur waren sie in Rücksicht des Objekts nicht immer gleicher Meynung, und diese Verschiedenheit der Meynungen veranlaßte, wie das gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, mancherley Discrepenzen zwi-

schen ihnen. Die Mutter wollte ihn nach ihren Grundsätzen und Neigungen erziehen und zu einem Manne bilden, der durch die sogenannten galanten Wissenschaften und Künste sein Glück am Hofe machen sollte. Wir wissen nicht wie das zuging, da sie doch während ihrer Schwangerschaft und der Geburt des Knaben die hohe Bestimmung desselben in Träumen und Visionen geahndet hatte. Vielleicht hatte die gute Dame dieser Träume und Visionen ganz wieder vergessen? Oder sie hielt sie für trügerisch, da das Aeußere und Innere ihres Söhnchens jene Hoffnungen nicht realisiren zu wollen schienen? Vielleicht glaubte sie endlich, daß jene

Siege und Triumphe sich nicht sowohl auf den Mavors als auf den sanftern Gott Amor bezögen? Ein ächter Rhetoriker würde zwar gegen eine solche Verwechselung der Tropen und Figuren viel zu erinnern haben; allein wer wird es bey einer Dame, die in die Geheimnisse der Rhetorik nicht eingeweiht ist, so genau nehmen? — — Genug sie wollte ihren Sohn zu einen eleganten Hofmann, wozu sich sein ganzes Air zu qualificiren schien, und zu einen Heroen in der Schule der Idalischen Göttin zu bilden. In dieser Schule war sie selbst gebildet, und sie verstand es daher am besten, ihm in den Künsten derselben Unterricht zu ertheilen.

Dagegen wünschte ihn der Vater nach seinem Muster zu bilden. Der Knabe sollte abgehärtet und zu einem Geschäftsmanne, nach bojarischen Sitten, gebildet werden. Um dieses zu werden mußte er wenig lernen, viel trinken, tapfer fechten und cavallierement reiten und jagen lernen. Der Anfang wurde nach dieser Erziehungs-Theorie gemacht und der Vater hatte die Freude, daß sein Sohn zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigte. Wenn er auch das Ideal eines bojarischen Cavalliers noch nicht erreichte, so schob der Vater dieses auf Rechnung der schwachen Natur, deren Fehler erst nach und nach verbessert werden müßten.

Wunderbar wird es Vielen unter unsern Lesern scheinen, daß auch die Mutter mit den Fortschritten ihres Eleven zufrieden war. Allein bey unserm Helden ist nun einmal Vieles, ja fast Alles wunderbar, und wir wissen weiter nichts zu sagen, als, daß es so war: Zoroasters feindselige Principien können nicht einander so sehr widerstreiten, als sich diese beyden Erziehungs-Theorien entgegengesetzt waren. Dennoch war unser Alexander ein Vereinigungspunkt derselben.

Es war eine Lust, wenn man ihn mit seinem Vater die größten Portionen Brantwein und Arak zu sich neh-

men, und denn zu Ehren des Bacchus die Orgien dieses Gottes feyern sah. Dem Vater lachte das Herz im Leibe, wenn sein Alexander das beste tartarische Pferdt so zusammenritt, daß es des andern Tages nicht von der Stelle gehen konnte. Und er segnete die Stunde seiner Geburt, so oft er es den Bedienten durch Worte und Werke fühlen ließ, daß er ihr zukünftiger Herr sey, und so oft er ihre Ungeschicklichkeiten und Unfertigkeiten mit Faust = und Stockschlägen bestrafte.

Wenn er nun aber auf der andern Seite in den Künsten des Friedens und Hofes sich auszeichnete, wann er seine

französische Redensart mit großer Fertigkeit lernte und mit einem gewissen Grad von Anmuth herlallte, wenn er beym Tanzen keinen unrechten und falschen Pas machte und mit einer unnachahmlichen Fertigkeit über Nichts viel zu reden wußte — denn traten der entzückten Mutter Freudenthränen in die Augen, denn hoffte sie in ihrem Alexander einen Adonis zu erblicken. Die Einreden ihres Herrn Gemahls, daß sie den Alexander verweichlichen oder wie er sich auszudrücken pflegte, verpuppen und verschranzen werde, ertrug sie mit viel Resignation und in der Hoffnung, daß sich ihr Alexander mit zunehmenden Jahren ganz der Leitung sei-

ner Mutter überlassen und sich von der Inurbanität seines Vaters immer mehr zurückziehen werde. Dieselbe Hoffnung hegte hinwiederum der Vater in Ansehung der Mutter — und so überließ das hochgräfliche Ehepaar den jungen Alexander seiner Neigung, sich einer Erziehungs-Theorie zu appliciren, welcher er wollte. An Zureden und Anmahnungen ließen sie es zwar beyde nicht fehlen; aber dabey hatte es auch sein Bewenden und er hatte sich niemals über Zwang zu beklagen.

Unter solchen Verhältnissen hatte unser Alexander das zehnte Jahr zurückgelegt, als er sich durch eine Hand-

lung signalisirte, die ihm die Bewunderung der ganzen Nachbarschaft verschaffte und zugleich eine Veränderung seiner Lage und zukünftigen Bestimmung nach sich zog. Dieser Vorfall ist zugleich ein Beweis von dem Heroismus, der sich schon so frühzeitig in dem Knaben regte und aus dessen Aeußerung man schließen konnte, welche Großthaten sich für die Zukunft von ihm erwarten ließen. Demetri, der erste *) Be-

*) In dem bojarischen Reiche ist es Sitte, daß die jungen reichen Barone, Grafen u. s. w. vom zweyten oder dritten Jahre an mehrere Bedienten haben. Der erste darunter versieht die Stelle eines Kammerdieners, welchen der junge Herr gewöhnlich un-

diente Alexanders, hatte die unbeschreibliche Frechheit, seinem Gebieter einen Verweis dafür zu geben, daß er einen blödsinnigen Menschen, der sein Unterthan war, ein bischen mishandelte, blos in der Absicht, um sich einen kleinen Spaß zu machen. Dieser Demetri war sonst ein ganz ehrlicher Kerl und treuer Diener des Hauses; nur hatte er ein gewisses tölpisches und linkisches Wesen an sich, das ihm oft das Mißfallen der gnädigen Frau zuzog.

ter diesem Titel im dreyzehnten oder vierzehnten Jahre erhält. An diesen Domestiquen muß die junge Herrschaft (so müssen die Edelknaben titulirt werden) das Befehlen und Gebieten lernen.

Sein Herr schätzte ihn zwar wegen seiner Ehrlichkeit und Unverdrossenheit; aber verhaßt war es ihm, daß dieser Mensch zuweilen von Gerechtigkeit sprach, da doch solche Leute nach seiner Meynung, höchstens nur von Gnade reden dürften.

Dieser Demetri also unterstand sich wie schon gesagt, seiner gnädigen jungen Herrschaft einen Verweis zu geben und von Ungerechtigkeit und Versündigung gegen den armen Menschen zu murren. Unser Alexanderchen gerieth über diese unerhörte Bedienten-Unverschämtheit in den heftigsten Unwillen und — sagte dem frechen Demetri

eine

eine Kugel durch das Gehirn, daß er entseelt zu Boden stürzte.

Was das im väterlichen Hause für Sensation machte! Die Mutter war anfangs sehr unwillig darüber und fand in dieser heroischen That eine totale Störung ihres Plans. Der Vater fluchte ein paarmal, konnte sich aber, bey genauer Einsicht der Sache, nicht entbrechen, der Tapferkeit und Regierungs-Weisheit (weil es des Knaben eigner Bediente war) seines Sohnes Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. „Das wird einmal ein tüchtiger Kerl" rief er in Gegenwart seiner Frau aus, „der weiß sich in Respekt zu setzen!

Höre, der Junge muß Soldat werden, dazu ist er ganz gemacht! Der wird einmal General und das Schrekken seiner Feinde werden. Hurrah, Alexander wird Soldat, nicht wahr gnädige Frau?"

(Nota — bene. Der Herr Graf war diesmal nüchtern.)

Die Gräfin machte zwar einige Einwendungen gegen diesen Plan; allein sie sah am Ende wohl ein, daß es das Beste seyn würde, den Alexander diese Laufbahn betreten zu lassen. Die Visionen und Träume in der Empfängniß- und Geburtsstunde fielen ihr wieder ein, und somit auch wieder die Vorstellung und

Erwartung eines Helden und zweyten Alexanders. Der Plan ward nun bald ins Werk gesetzt. Die Gerechtigkeit ward, in Ansehung des Vorfalls mit Demetri, durch einige hundert Ducaten, die der Vater den Richtern spendete, leicht befriediget, und der ganze Vorfall ward, da der Erschossene nur ein Bediente war und da solche Vorfälle nicht unter die seltenen im bojarischen Reiche gehören, leicht beygelegt und vergessen.

Die wichtigste Folge desselben war also für unsern Alexander die, daß er zum Soldatenstande bestimmt wurde, wozu auch sein Herz die meiste Neigung

hatte. In seinem zwölften Jahre ward er daher Soldat d. h. er ward unter die Leibgarde des bojarischen Fürsten eingeschrieben und blieb bis zu der Zeit, wo er fähig war, wirklich in Dienste zu treten, im väterlichen Hause. Diese Einrichtung im bojarischen Reiche war ganz zu Gunsten der Herren Reichsbarone gemacht, deren Söhne oft schon von der Wiege an unter der fürstlichen Leibgarde dienten, oder, wie man richtiger sagen sollte, davon bedient wurden. Wenn denn ein solcher Knabe sein vierzehntes oder sechzehntes Jahr erreicht hatte, so wurde ihm die Zeit, die er als Gardist im väterlichen Hause mit Spielen, Reiten und Jagen

zugebracht hatte, als Dienstjahre angerechnet, und er trat nun als Jüngling sogleich als Lieutenant oder Capitain in wirkliche Dienste. So erlangte er ohne alle Beschwerde eine Stelle in der Armee, zu welcher der arme Bürgerliche bey aller Anstrengung und bey der größten Tapferkeit und Pünktlichkeit im Dienste nicht gelangen konnte. Dieser Einrichtung ist es zuzuschreiben, daß in der bojarischen Armee oft ein unbärtiger Jüngling von 20 — 24. Jahren der Vorgesetzte eines Mannes ist, der unter den Waffen grau geworden ist.

Alexander fing seine militärische Laufbahn in dem Dienste der Garde an, wo er zuerst als Musquetier eingeschrieben wurde und dann bald darauf eine Corporalsstelle erhielt.

Drittes Kapitel.

Kakodämon betritt die militairische Laufbahn in dem Kriege gegen den König von Kanonenland.

„O leitete Vernunft des Menschen Thun! —
Die Kunst, mit Gleichmuth ein beschränktes Leben,
Zu führen, würd' ihm höchster Reichthum seyn.
Nie litt noch Mangel die Genügsamkeit.
Nun wollten aber mächtig und berühmt.

Die Menschen seyn, damit auf festen Grund
Ihr Glück besteh', und sie in Ueberfluß
Und Ruh genössen ihres Lebens Tage.
Ein eitles Mühn! Der Weltlauf aller, die
Mit ihnen streben zu der Höhe, macht
Gefährlich ihre Bahn, und haben sie
Den Gipfel auch erreicht, dann stürzen oft
Vom Neide, wie vom Blitz, hinabgeschleudert,
Verächtlich sie zum Tartarus hinab."

Lucretius (von der Natur der Dinge) 1. B. V. 1112 — 20.

In dem Dienste der Garde, in welcher die Söhne des Adels zu Officiers-Stellen avancirt werden, verblieb der Held unserer Geschichte bis zu der Epoche, wo Habsucht, Neid, Vergrößerungs-Sucht, Stolz und Verläumdung

das geheime Bündniß schlossen, Kraft dessen Alfred der Zweyte, der große König des furchtbaren Kanonenlandes, eines großen Theils seiner Staaten und Macht beraubt und — ein trauriges Loos! — ein Gegenstand der Barmherzigkeit seiner Feinde werden sollte.

Eine Dame, die sich einbildet, schön zu seyn, vergiebt eher alle Beleidigungen als einen Angriff auf ihre Schönheit. Hätte der große Alfred seiner Nachbarin Basilia, der damaligen Beherrscherin des bojarischen Reiches, nach dem Leben getrachtet, hätte er sie von ihrem Thron zu stoßen oder ihr

einen Theil ihrer Besitzungen und Macht zu entreißen gesucht, oder wirklich entrissen; sie würde es ihm verziehen haben. Aber daß er es wagte, sich über ihre Person, der man, wider ihren Willen, den Herbst und Winter des Lebens ansah, lustig zu machen, daß er die Frechheit hatte, durch ein stechendes Epigram ihre Schönheit und Reitze verdächtig zu machen — das war ein Majestätsverbrechen, für welches er nie Verzeihung hoffen durfte. Der Raub der schönen Helena, den Priamus verübte, entzündete das Feuer eines zehnjährigen Krieges um und vor Troja; ein paar satyrische Verse auf die Schönheit der schön-seyn-wollenden Basilia

zündeten die Fackel der Zwietracht zwischen Bojarien und Kanonenland an, und unterhielten fünf Jahre hindurch die Flamme derselben in steigender Wuth.

Die entrüstete Basilia winkte und Hunderttausende bewaffneten sich, um als Rächer der beleidigten Schönheit ihrer Beherrscherin die Länder und Unterthanen Alfred's mit Feuer und Schwerdt zu verwüsten. Die Großen des Hofs wetteiferten, ihren Beyfall an diesem Kriege durch einen so auffallenden als thätigen Antheil zu beweisen. Graf Schawilau, der erklärte Günstling seiner Gebieterin, errichtete

ein Corps von vierzigtausend Mann, welches unter dem Namen des Schawilauischen oder neuen Corps zur Hauptarmee nach Kanonenland beordert wurde.

Unter dieses Günstlings = Corps ward unser Held aus der Garde versetzt, und erhielt die Stelle eines Unter = Lieutenants. Daß er vor Begierde brannte, sich bald mit dem Feinde zu messen und daß er begierig jede Gelegenheit, sich auszuzeichnen, ergriff, glaubt man dem Biographen eines solchen Mannes auf sein Wort. Aber nicht blos das Schlachtfeld war es, wo er Lorbeere suchte; auch durch andere

Handlungen wußte er sie sich zu erwerben. Wie talentvoll er in diesem Stükke war, mag folgendes Beyspiel beweisen.

Ein Unterofficier von dem Regimente, wobey Alexander stand, beging Excesse von der Art, wie sie bey solchen Truppen gewöhnlich vorzufallen pflegen. Sein Capitain war abwesend, und sein Lieutenant, welches niemand anders als unser Alexander war, der in Abwesenheit des Hauptmanns die Aufsicht führen sollte, sah den Soldaten durch die Finger und überließ sie ihren Ausschweifungen. Der Obergenerall Cremor, einer der treflichsten

Feldherrn der bojarischen Armee, hatte die gemessensten Befehle gegeben, die strengste Mannszucht im feindlichen Lande zu halten, und im Uebertretungsfall machte er die Officiere für die Vergehungen der Soldaten verantwortlich.

Alexander gab sich alle Mühe zu verhindern, daß der Vorfall bey dem commandirenden General nicht angezeigt wurde, und wollte den Schaden durch Geld vergüten; allein da dieses vergeblich war, und die Sache klagbar angebracht wurde, so ging die Untersuchung vor sich, und der Thäter wurde zur Strafe der Degradation verurtheilt.

Alexander schien von aller Verantwortlichkeit gänzlich befreyt zu seyn; allein da sich bey der Untersuchung sehr deutlich ergeben hatte, daß der Exceß nicht vorgefallen seyn würde, wenn er seine Schuldigkeit und Instruktion besser beobachtet hätte, so war es ihm so gut, wie gewiß, daß man ihn auch nächstens zur Verantwortung und Strafe ziehen würde, zumal da der General des Regimentes sein Gönner eben nicht war, wie er bey mancher Gelegenheit wahrnehmen konnte. Unter diesen Umständen suchte er dem verdrießlichen Handel eine Wendung zu geben, die für ihn glorreich werden mußte.

Er ging zu allen seinen Mitofficieren und bat sie, mit ihm zugleich zum Obristen zu gehen, und diesen mit ihm auf das dringendste zu bitten, die dem Unterofficier zuerkannte Strafe der Degradation nicht an demselben, sondern an — ihm vollziehen zu lassen, weil Er die meiste Schuld habe, indem er, durch die strafbarste Unterlassung der Befehle seines Capitains, die erste Ursache des Vergehens und folglich der strafbarste sey, und weil es hier darauf ankäme, durch ein an ihm zu statuirendes auffallendes Exempel andre Verbrechen in Zukunft zu verhüten. Seine Cameraden konnten sich nicht genug über diesen seltsamen und unerhörten Entschluß

schluß wundern. Die meisten konnten ihren lauten Spott über diesen neuen Tugendhelden, wie sie ihn sehr sarkastisch nannten, nicht zurückhalten. Andere gaben ihm den wohlgemeynten Rath, von dieser Thorheit, wofür sie sein Vorhaben hielten, abzustehen, und seinen Stand und seine Familie nicht zu beschimpfen.

Allein alle Bitten und Vorstellungen waren umsonst. Alexander begab sich zu dem Obristen und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er aus Rücksicht auf seine Familie, ihn mit der verdienten Strafe verschont habe; er bäte ihn jetzt, es nicht dabey zu lassen, son-

dern ihn zu bestrafen und die Strafe des Unterofficiers zu mildern. Der Obriste gab ihm ohngefähr eben das zur Antwort, was ihm seine Mit-Officiere schon gesagt hatten und verwieß den sonderbaren Menschen zur Ruhe. Allein dieser Obriste war einer der treflichsten Menschen. Er erstattete dem Kläger in der Stille allen Schaden, und bewog ihn sodann, seine Klage öffentlich zurückzunehmen, wodurch denn der Unterofficier von seiner Strafe befreyt ward. Sonach konnte also auch unser Alexander weiter nicht auf seiner Aristides Handlung bestehen. Jedoch bat er schriftlich um Versetzung zu einem andern Regimente. Dieses

Gesuch ward dem Kriegs-Collegio vorgetragen und dabey die edelmüthige Handlung des jungen Mannes sehr gelobt. Auch hier erregte seine Aufopferung großes Staunen; man bewilligte ihm die geforderte Versetzung und wartete auf Gelegenheit, wo man den jungen außerordentlichen Mann belohnen könne.

Der Obergeneral Cremor setzte wegen seiner schnellen Entschlossenheit viel Zutrauen in ihn, und bediente sich seiner bey vielen Gelegenheiten mit ausgezeichneten Erfolg. In der mörderischen Schlacht bey Wuthdorf wurde das Regiment, unter welchem er

diente, fast ganz aufgerieben. Von beynah dreytausend Mann, die es vor der Schlacht zählte, blieben keine zweyhundert am Leben; von vier und funfzig Officieren waren nur noch sieben lebendig, aber alle verwundet. Unser Held bekam *vier* Wunden und mußte sich zweymal hinter die Fronte begeben, um sich verbinden zu lassen. Jedesmal kehrte er zu den Seinigen zurück und endlich führte er den kleinen Ueberrest aus dem feindlichen Feuer und entzog ihn den Schwerdtern der nacheilenden kanonenländischen Cavallerie.

Im prophetischen Geiste sagte der Obergeneral an diesem heißen Tage von

unserm Alexander: „Entweder wird aus diesem Officier, wenn er am Leben bleibt, ein großer General, oder ich kenne die Menschen nicht.“ Was würde er gesagt haben, wenn er ihn erst unter den Wällen von Ispael, vor den Verschanzungen von Perga und in den reichen Gefilden von Rumalien gesehen hätte!

Der gegenwärtige Krieg war eine wichtige Schule der Erfahrung für ihn. Er hatte oft Gelegenheit die bewundernswürdige Taktik und Plane des großen Alfred zu bewundern. Kein Monat verging ohne irgend ein Gefecht, an welchem er Theil nahm. Er

siegte freylich nicht immer, vielmehr wurde er, als er sich bey der Avantgarde befand, sehr oft zurückgedrängt, und einmal trieben ihn die feindlichen Husaren sogar in einen Morast, aus welchem ihn ein herbeygeeilter Dragoner nur mit Mühe wieder befreyte — allein dadurch wurde sein militärisches Genie nur noch mehr geweckt und an die Ertragung der Beschwerden und Besiegung der Hindernisse gewöhnt.

Zur Einnahme der befestigten Stadt Glanau trug er sehr viel bey, bekam aber dabey eine starke Quetschwunde, die jedoch bald wieder heilte. Er marschirte mit seinem Corps nach

Selbien, wo es sich mit der astralischen Armee vereinigte. Allein diese Vereinigung dauerte nicht lange und sein Corps ward wieder zurück und in das Herzogthum Pamera detaschirt, wo die wichtige Festung Colbia belagert und endlich auch, nach unzähligen Anstrengungen von beyden Seiten, erobert wurde.

Der Friede, der einige Wochen nach dem unerwarteten Tode der Basilia geschlossen ward, hemmte auf eine Zeitlang seine militärische Laufbahn, auf welcher er bis zum Obrist-Lieutenant vorgerückt war.

Der neue Regent Pizano der Dritte war ein erklärter Freund und enthusiastischer Verehrer Alfreds. Er machte nicht nur sogleich Friede mit ihm, dessen er in seiner damals höchst-kritischen Lage, so sehr bedurfte, sondern er wollte sich auch sogar mit ihm gegen die bisherigen Alliirten Bojariens verbinden und seinen erhabenen Mit-Bruder mit seiner ganzen Macht unterstützen. Allein ehe dieser Plan noch zur völligen Ausführung kam, ward er durch eine Revolution im Innern des bojarischen Reichs vereitelt. Seine eigne Gemahlin stand an der Spitze der über seine Regierung mißvergnügten Großen des Reichs und die Kata-

strophe endigte sich damit, daß der unvorsichtige und schwache Pirano seiner heroischen Gemahlin den Thron abtreten mußte. Miranda nahm, an der Stelle ihres schwachen Gemahls, die Zügel der Regierung in die Hände, worin sie so lange blieben.

Die politischen Umstände erforderten es, daß sie den Frieden mit dem Könige von Kanonenland bestätigte. Die Truppen erhielten also den Befehl zum Rückmarsch, und unser Alexander erhielt vom Grafen Rinapo, unter dessen Befehlen er die letzte Zeit gestanden hatte, den Auftrag, nach der Residenz zu gehen und die Zurückkunft der

Truppen anzukündigen. Er gab ihm ein besonderes Empfehlungs-Schreiben an die Königin Miranda mit und dieses bewirkte soviel, daß er durch einen eigenhändigen Befehl der Königin zum Obristen avancirt wurde.

Viertes Kapitel.

Gunſtbezeigungen und Feldzüge in der Reſidenz und Podalien.

„If we ſtand ſtill in fear
Our motion will be mock'd ou carped of
We ſhould take voot here where we ſit."
Shakeſpeare (Henr. VIII. 1. 4.)

Die Ernenung zum Obriſten war es nicht allein, welche unſer Held dem Empfehlungs = Schreiben an die Köni=

gin verdankte. Durch diese Bekanntschaft war der Grund zu seinem nachfolgenden Glück gelegt. Miranda war mit den Proben der Tapferkeit, welche Alexander abgelegt hatte, sehr wohl zufrieden, und wer sie kennt, der weiß auch, wie königlich sie die Dienste ihrer Lieblinge zu belohnen wußte. Er war noch nicht lange in der Residenz, so wußte man auch schon allgemein, daß er einer von den Günstlingen Mirandas sey — und dies war genug, um ihm überall großen Respekt zu verschaffen. Jetzt schienen die Wünsche und Hoffnungen seiner Mutter in Erfüllung zu gehen; nur fanden dabey einige Modificationen und Ausnahmen

statt. Wer ihn sah, hätte in seiner kleinen, etwas hagern Figur zwar weder einen Helden des Mavors noch der Idalischen Göttin vermuthen sollen; allein bey keinem Menschen ist das Sprüchwort: „Der Schein trügt" mehr in Erfüllung gegangen als bey ihm. Das Zeugniß seiner Mitstreiter und Vorgesetzten im Felde, und das noch viel kräftigere Zeugniß seiner Gebieterin machen, daß jeder Zweifel verstummen muß. Und wie sehr hat nicht die Folge bewiesen, wieviel er schon jetzt geleistet haben müsse!

Miranda gab ihm das Commando eines Regiments, das beständig in der

Residenz lag. Als sie bald darauf zur Krönung in die alte Hauptstadt ihres Reiches abreisen mußte, ertheilte sie ihm einige geheime Aufträge, von denen wir aber, eben weil sie geheim waren, nichts weiter wissen. Bey ihrer Zurückkunft wohnte sie der Revue bey, welche er über sein Regiment hielt. Bey dieser Gelegenheit erhielt er abermals öffentlich mehrere Beweise ihrer ausgezeichneten Gunst. Dasselbe geschah auch, als er in dem großen Exercier-Lager von 30,000 Mann, in welchem sich Miranda selbst befand, das Hauptquartier der Königin bedeckte und neben ihrem Schlafzimmer die nöthigen Wachen that.

Die Umstände schienen indeß zu fordern, daß er aus der Residenz in eine andere Gegend verlegt wurde. Vielleicht geschah es blos deshalb, um ihn zur Stelle eines Brigadiers und bald darauf zum Rang eines General-Majors zu erheben.

Bald darauf brach der Conföderations-Krieg in dem benachbarten Podalien aus. Die Königin von Bojarien hatte schon seit mehreren Jahren sich einen großen Einfluß auf die innern und äußern Angelegenheiten dieses unglücklichen Reichs, zu verschaffen und Zwietracht und Revolutions-Geist in seinem Innern zu erregen gewußt.

Schon jetzt schwebten ihrem vielumfassenden Geiste die Plane vor, die späterhin wirklich ausgeführt und durch das Schwerdt unsers Helden zur Reife gebracht wurden. Jetzt betrat er in untergeordneter Rolle das Land, dessen Zertrümmerer er einst werden sollte.

Wie merkwürdig und wunderbar! Wer hätte es denken sollen, als er jetzt seine Position in Perga hatte, daß einst eben dieser Feldherr das Blut von zwanzigtausend Menschen an diesem Orte vergießen würde! Wer hätte es ahnden sollen, daß die Schlacht bey Stralow über den podalischen Großfeldherrn ein Vorspiel der Schlacht bey Breso seyn werde, in welcher der

Ueber-

Ueberrest der podalischen Macht mit Verzweiflung kämpfte? Wer hätte geglaubt, daß die Eroberung des festen Schlosses von Circea, der alten Hauptstadt Podaliens, ein Symbol der völligen Unterjochung dieses Reichs seyn werde? Und wer endlich hätte wohl vermuthen sollen, daß eben die utopischen Soldaten, welche damals in kleiner Anzahl zur Vertheidigung der Conföderirten den langen Weg von Utopien nach Podalien gemacht hatten, denselben fürchterlichen Feind in Rumalien und an den Grenzen ihres Reichs zu bekämpfen haben würden? *) Wie

*) Der in unsern Zeiten so berühmte und berüchtigte utopische Obergeneral De-

merkwürdig und wunderbar! Wer vermag es die Geheimnisse der Zukunft zu enthüllen?

Aber es fehlte nicht viel, so wäre unser Held mitten im Laufe seiner Sie-

marniz, der *Coriolanus* unserer Zeiten, wofür er so gern gehalten seyn will, der jetzt, nach dem an seinem Vaterlande begangenen Verrath, im schimpflichen Exil lebt, und die *bojarische* Nation in die *volskische* zu verwandeln wünscht, um ganz die Rolle eines Coriolanus vor den Thoren von *Sibaris* spielen zu können — dieser so berühmte und berüchtigte Mann befand sich damals als Brigadier und Geschäftsträger seines Hofes bey den Conföderirten. Seine kriege-

ge hinweggeraft worden. Der Feind, der sein Heldenleben zu enden drohte, waren nicht die Conföderirten — sondern der Wachsa = Strohm, der ihn in seinen Fluthen zu begraben drohte. Als er bey einem Uebergang über denselben auf den Prahm vom Ufer absprang, stürzte er, da der Strohm sehr schnell ging, in's Wasser und gerieth in Gefahr zu ertrinken. Nach wiederholten Versuchen, ihn zu retten, wurde er endlich von einem Grenadier am Zopfhaar ergriffen und in die Höhe gezogen.

rischen Thaten waren aber nicht von Bedeutung und er mußte in einem Treffen die Ueberlegenheit des kakodämonischen Genies fühlen. Bald darauf kehrte er nach Utopien zurück.

Beym Herausziehen wurde ihm die Brust am Prahmen durch fast tödtliche Stöße beschädiget. Es wurde ihm sogleich zur Ader gelassen und er litt mehrere Monate sehr an seiner Gesundheit. Der Orden der heiligen Ania, den er von seiner Gebieterin erhielt, vollendete die Genesung schneller als alle Artzneyen. Der Wachsa = Strohm schien seinen Feind zu kennen; er schien es zu ahnden, daß Kakodämon ihn einst mit Blut färben und anschwellen würde — er wollte den furchtbaren Gegner in seinen Fluthen verschlingen. Aber das Verhängniß wollte es anders; er ward seiner Wuth mit Gewalt entrissen, und nach drey und zwanzig

Jahren nahm er schreckliche Rache für dieses Attentat auf sein Leben!

Nach vier Feldzügen wurde die Ruhe durch bojarische, astralische und kanonenländische Waffen wieder hergestellt. Das heißt, Podalien wurde so geschwächt, daß es keinen Widerstand mehr leisten konnte, und sich daher die Vertheilung seiner schönsten Provinzen unter die drey verbündeten Mächte, und die Verfaßung, welche diese ihm zu geben für gut fanden, gefallen lassen mußte. Die Truppen der Miranda zogen sich wieder zurück und Alexander kehrte nach der Residenz zurück,

wo er abermals in Dienst seiner Monarchin genommen wurde. Er erhielt noch zwey Orden zur Belohnung seiner Tapferkeit.

Fünftes Kapitel.

Kakodämons erste Feldzüge gegen die Othonier.

„Wer ihn gesehen haben mag,
Der hätte wirklich schwören sollen
Dies sey der Othonier jüngster Tag;
Er habe sie vertilgen wollen.“ —

Lichtwehr.

Tief unten im Süden grenzt an das unermeßliche bojarische Reich ein Staaten-Coloß nicht minder groß und furcht-

bar als sein Nachbar. Die Bewohner desselben, welche gewöhnlich unter den allgemeinen Namen Othonier zusammengefaßt werden, sind die Nachkommen und Nachfolger eines tapfern Völker-Stammes, der aus dem Innern von Asien hervordrang, mit seinem Schwerdte seine Feinde zurücktrieb und sich der Besitzungen derselben bemächtigte. Unter allen Völkern des Erdbodens werden die Othonier von keinem an wilder Kampflust und an jeder Gefahr trotzendem Muthe übertroffen. Wie der Donner- und Sturmwind der Gottheit stürzen sich ihre Heerhaufen auf den Feind los, ihr Geschrey erfüllt mit Schrecken, ihr todtdrohen-

der Anblick flößt auch den unerschrokkensten Bangigkeit ein. Genösse dieses große Volk der köstlichen Frucht der Freyheit, würden nicht durch einen eisernen Druck seine Geistesfähigkeiten erschlafft und gelähmt, würde es in der europäischen Kriegskunst und Taktik geübt — kein Volk würde ihm Widerstand leisten, keins sich mit ihm messen können. Aber, leider, wird durch den despotischsten Despotismus jedes Freyheits-Gefühl und jeder Funke von Heroismus schon frühzeitig in der Seele des Othoniers unterdrückt; er wird als Sclave seines unbedingt gebietenden Beherrschers, in den Staub niedergedrückt, seine natürlichguten Geistesan-

lagen werden vernachlässiget und er muß sich als Mittel für die Launen seiner Beherrscher zur Schlachtbank führen lassen. Dies und noch manche andere Umstände machen es, daß der tapfere Othonier seinen Feinden nicht mehr in dem Grade fürchterlich, als er es ehedem war, und daß die europäische Taktik seinem Ungestüm undurchbrechliche Schranken entgegen setzt.

Seit undenklichen Zeiten waren die Othonier die gefährlichsten Feinde des bojarischen Reichs. Kein Viertel-Jahrhundert verstrich ohne einen blutigen Krieg zwischen beyden Nationen.

Das schöne, fruchtbare und menschenreiche Land der Othonier war den Beherrschern Bojariens seit undenklicher Zeit ein mächtiges Reitzmittel für ihre Habsucht gewesen. Ihre unfruchtbaren Steppen mit den reichen Gefilden der Othonier zu vertauschen, ihre Macht in Asien auszudehnen und sich der zum Handel und zur Schiffahrt so bequem gelegenen Plätze zu bemeistern — das war der politische Plan aller bojarischen Beherrscher seit den Zeiten Piranos des Großen. Unter allen seinen Nachfolgern faßte keiner seine Plane und Entwürfe besser auf als Miranda, diese über ihr Zeitalter und Geschlecht erhabene Fürstin. Sie kündig-

te den Othoniern den Krieg an, weil sie sich mit den Conföderirten von P o d a l i e n in ein Bündniß gegen sie eingelassen und sie nachdrücklich unterstützt hatten.

Diesem Kriege wohnte unser Kakodämon als General-Major und Befehlshaber eines eigenen Corps unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Z o w a n o r bey. Bald nach seiner Ankunft kam er zum Gefecht mit den Feinden und beyde machten eine Bekanntschaft mit einander, die nachher zu seinem Ruhm und zum Schrecken der Feinde so oft erneuert wurde.

Den Anfang seiner Siege machte er mit Eroberung des festen Platzes Partikai. An seinen Obergeneral meldete er diesen Vorfall mit folgenden zwey Versen:

Ehre sey Gott und Ehre sey Dir
Partikai ist mein — und ich bin hier.

Ein verbindliches Danksagungs-Schreiben von Mirandas Hand und ein neuer Orden waren die Belohnungen dieses Sieges. Noch zweymal besiegte er die Othonier bey Harsuwa und Kasaldsche, und er würde noch mehr gegen sie unternommen haben, wenn ihn nicht ein heftiges Fieber genöthiget hätte, die Armee zu verlassen,

um seine Gesundheit wieder herzustellen.

Beynah wäre er in diesem Kriege in die Hände der Feinde gefallen. Als er sich einst über den Fluß Dima hinübergewagt um zu recognosciren, und als er sich, entfernt von den Seinigen, auf seinen Mantel niedergelegt hatte, um die Nacht abzuwarten, hörte er plötzlich ein „Allah“! neben sich ausrufen, und in demselben Augenblicke erblickte er auch zwey feindliche Reiter, welche mit gezücktem Schwerdte auf ihn zueilten. Nur mit Mühe konnte er sich noch auf sein Pferdt schwingen

und ihrer Wuth entkommen. Seine treuen Kaskier eilten herbey und so wurden die Angreifer zurückgeworfen.

Sechstes Kapitel.

Der Rebell Posniew wird gefangen genommen.

„Divesne prisco natus ab Inacho
Nil interest, an pauper, et infima
De gente, sub dio moreris
Victima nil miserantis Orci.“

Horatius (Od. 3. L. II.)

Mit dem Namen Rebell geht es wie mit dem Wort Ketzer. Beyde waren und sind gleich fürchterlich, wenn der=

derjenige, der mit diesem Namen be-
legt wurde, das Unglück hatte, seinen
Feinden zu unterliegen. Ist der Sieg
auf seiner Seite, so schwindet das
Fürchterliche des Namens und jeder
möchte gern auch so ein Rebell, so ein
Ketzer seyn. Da wird der Muth und
die Entschlossenheit gepriesen, mit wel-
cher es der Held wagte, sich der herr-
schenden Meynung, dem eingewurzel-
ten Vorurtheil, oder der drückenden
Uebermacht zu widersetzen. Aber weh'
dem Besiegten! Sein Name wird
mit Abscheu ausgesprochen und an den
Galgen geschlagen, und er selbst, der
Unglückliche, wenn er nicht so glücklich
ist, der Wuth seiner Besieger zu ent-

kommen, aber wenn er nicht soviel Muth hat, sein Daseyn selbst zu enden, fällt als ein unrettbares Schlachtopfer der Tyranney, die sich Gerechtigkeit nennt.

Das war von jeher das Schicksal der Ketzer und Rebellen. Die Geschichte, die sich so gern die unpartheyische und unbestechliche nennen läßt und durch diesen heiligen Nimbus so oft die Augen (selbst der Gesunden) blendet, nimmt willig die Farbe an, die man ihr aufzutragen für gut findet. Die Hand des Concipienten entscheidet über den Ruhm oder über die Schande der Vorwelt, oder der Gleichzeitlern.

Der fromme König David wird als das Muster und non plus ultra aller Könige gerühmt und jeder Zweifel gegen seinen Charakter und seine persönliche Tapferkeit (die so problematisch ist), wird für eine große Versündigung gegen die h. Schrift und die Religion gehalten. Aber wer würde es wohl haben wagen dürfen, ihn so hoch zu preisen, wenn es das Schicksal gewollt hätte, daß sich der gottlose (denn das muß er ja seyn!) Saul auf dem Throne erhalten, und wenn er den Herrn David, der sich's gelüsten ließ, nach der Königswürde zu streben, entweder zu seinen Vätern versammelt, oder ihn, wenn er ja recht gnädig seyn wollte,

wieder zur Heerde, von wannen er gekommen war, geschickt hätte? Welchen größeren Rebellen und Thronräuber würde es denn wohl geben?

Ein Sylla wird verbannt und vom Senat für einen Feind des Vaterlandes erklärt; aber eben dieser Sylla hält mit seinen siegreichen Legionen seinen Einzug in Rom, und — nun ist er der Glückliche und der Dictator perpetuus. Die Grachen sind Rebellen und gefährliche Revolutionäre, die durch ihre Acker-Bill das Vaterland in's Verderben stürzen und deshalb den Todt verdienen, weil die Optimaten siegen. Octavius

Augustus wird sclavisch verehrt, bey Lebzeiten vergöttert und nach seinem Todte von Dichtern und Geschichtschreibern als das Ideal eines Regenten als der unsterblichste Sterbliche geschildert. Hätte Antonius bey Actium gesiegt, so war er der Große und Göttliche, so hätte unter seinem Scepter Rom sein goldenes Zeitalter erlebt; wenigstens hätten das viele Dichter und Historiker behauptet, gerade so, wie sie es vom Octavius Augustus behaupteten.

Masaniello ist der schändlichste Bösewicht, weil seine Revolution in Neapel scheitert; Fiesco verdient Abscheu, weil die Beherrscher Genuas sei

ner mächtig werden; Rienzis Andenken wird verflucht, weil er den grossen Plan, Roms Hierarchie wieder in eine Republik zu verwandeln, nicht ausführen kann. Laßt den allmächtigen Protektor Englands Olivier Cromwel die entscheidende Schlacht bey Worcester verlieren — und fragt denn, was aus ihm und seinem Ruhme geworden wäre? Laßt den edlen Kosciuszko aus den blutigen Schlachten bey Krupczyge und Brzesc als Sieger zurückkehren, und die Freyheit und Unabhängigkeit seines unglücklichen Vaterlandes behaupten — welcher Despotenknecht würde es dann

wohl wagen, ihn einen Rebellen zu nennen?

Doch wir wollen uns nicht zu weit in das weitläuftige Gebiet der Geschichte verirren, sondern blos bey dem Ereigniß im bojarischen Reiche stehen bleiben, von welchen wir hier reden wollen. Auch Posniew, den das ganze bojarische Reich als den abscheulichsten Räuber und Rebellen verwünschen muß (auf Befehl, versteht sich) würde eine ganz andere Rolle gespielt haben, wenn ihm das Schicksal den, der ihn gefangen nahm, und welches niemand anders, als unser Held ist, in die Hände gespielt hätte.

Es würde uns zu weit von unserm Zwecke abführen, wenn wir uns weitläufig bey der Lebensgeschichte dieses Mannes aufhalten wollen. Wir heben daher nur soviel davon aus, als zur Verständlichkeit dieses Kapitels erforderlich ist.

Posniew war in einem Dorfe am Fluß Tan aus einem Kaskier-Geschlechte geboren. Als Jüngling befand er sich von ungefähr in Arlista, und half hier einem erwachsenen Mädchen die Pferdte treiben. „Du wirst einmal König werden!" rief ihm das dankbare Mädchen mit einer Art von prophetischen Geiste zu. Von diesem

Augenblicke an verlor er diesen Gedanken nie aus seiner Seele. Daß er nicht realisirt wurde, daran war nicht er, sondern das Schicksal Schuld, das nach höchstsonderbaren Launen dort eine Krone abreißt, um sie einem andern wieder aufzusetzen.

Er diente unter den Kaskiern gegen die Othonier anfangs als gemeiner Soldat; aber seiner Tapferkeit wegen wurde er zum Fähndrich erwählt. *) Da er in der Folge in den Verdacht der

*) Die Kaskier, ein ganz kriegerisches Volk, sind in diesem Stücke eine Art von Republikanern, weil es ihnen verstattet ist, sich ihre Befehlshaber und Vorgesetzten selbst zu erwählen.

Entwendung eines Pferdtes fiel, so entfernte er sich heimlich von der Armee, streifte in mehreren Gegenden des bojarischen Reichs umher, und fand endlich unter einer frommen Sekte, die sich an den Ufern der Gula ausgebreitet hatte, Aufnahme und Unterstützung.

Diese Leute führten ein einsiedlerisches und abscheuliches Leben und standen bey denen, die sich nicht zu ihrer Sekte bekannten, in dem Rufe einer großen Heiligkeit. Man hielt sie, wie sie sich auch selbst vorzugsweise zu nennen pflegten, für die wahren Rechtgläubigen. Als sie aber wegen der Theilnahme an Posniews Rebel-

lion bekriegt und zu Paaren getrieben wurden, da schwand auf einmal der Ruf ihrer Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit. Sie wurden als die verabscheuungswürdigsten Abtrünnige und Ketzer verfolgt, und jedes Mitglied derselben, dem noch das Leben gefristet, und der Gebrauch des Feuers und Wassers und der Luft gestattet ward, mußte sich durch einen Schandlappen verunstalten lassen, damit ihn jeder sogleich als einen Ketzer erkennen und fliehen möchte.

Er fand unter diesen gutmüthigen Leuten eine große Anzahl, die über den Druck, unter welchem das bojarische

Reich schmachtete, äußerst unzufrieden waren, und die besonders über die Entthronung und Ermordung ihres rechtmäßigen und toleranten Königs Pirano III. aufgebracht waren. Posniew hatte ihnen seine Weißagung und Hoffnung zum König-Werden nicht verschwiegen. Er schien ihnen der Mann zu seyn, der das große Werk der Befreyung vollenden könnte. Sie verfielen auf den Gedanken, den Posniew für den (angeblich, wie sie sagten) ermordeten König Pirano auszugeben. Würde dieses den Leichtgläubigen Kaskiern glaublich gemacht, so konnten sie sich den größten Anhang versprechen.

Um seinen Endzweck desto sicherer zu erreichen, verließ Posniew die Ufer der Gula und begab sich auf die große Steppe von Ursano, welche von lauter Kaskiern bewohnt wird, die zum Unterschied, von den Kaskiern, die am Tan wohnen, die Ursanischen genannt werden. Er traf zuerst auf einige von diesen Söhnen der Wildniß, welche sich auf der Jagd wilder Schaafe befanden. Sie fragten ihn wer er sey? er antwortete ihnen: „Kommt näher und kennt mich"! Er zeigte ihnen hierauf ein rothes Fleck auf der Brust, welches die Gestalt einer Krone hatte. An diesem Zeichen, sagte er, möchten sie erkennen, daß er der König sey.

Er sey den Dolchen seiner Mörder entgangen und habe sich zu ihnen geflüchtet, um Schutz und Hülfe von ihnen zu suchen.

In der festen Ueberzeugung, daß er ihr König sey, nahmen sie ihn frohlockend mit nach ihren Wohnungen, und waren stolz darauf, ihren Beherrscher zu beherbergen. Ihre Waffenbrüder erkannten ebenfalls den geliebten König an, und dieser fing an, sein Königreich zu errichten. Er suchte seinen Kaskiern eine feste Einrichtung zu geben, so gut es die Umstände zuließen. Ihre Tapferkeit hatte er nicht nöthig anzufeuern; es kam nur darauf an, daß sie gehörig

angeführt wurden. Aber weit schwerer war es, sie von Räubereyen und Plünderung, an welche sie von jeher gewöhnt waren, abzuhalten. Der Sohn der Wildniß hat von Natur ein gutes Herz — dieses wird erst durch den Umgang verdorben — aber seine rauhe Lebensart, seine Denkart und Sitten, die so sehr von der Denkart und den Sitten cultivirter Völker abweichen, verleiten ihn zu Grausamkeiten, welche die cultivirte Menschheit empören. Dies war auch der Fall bey den Kaffern, die unter Postiews Anführung, die benachbarten Gegenden zu befehden anfingen. Er selbst war weder grausam noch tyrannisch; aber es war ihm

nicht möglich, die wilden Ausbrüche der Wuth und Grausamkeit seiner Krieger überall zu dämpfen. Diesem Unvermögen ist es größtentheils zuzuschreiben, daß sein Unternehmen scheiterte, und daß er mehr Widerstand fand; als zu erwarten gewesen wäre.

Sein Anhang hatte sich in kurzer Zeit sehr vermehrt, und seine Streifzüge wurden so kühn, daß die Beherrscherin des bojarischen Reichs, die diese Unruhen anfangs für unbedeutend gehalten hatte, für den erst bestiegenen Thron besorgt zu werden anfing. Ueberall wurden daher Truppen aufgeboten, um den gefährlichen Rebellen keine Zeit

gewinnen zu lassen. Niemand schien zu diesem Unternehmen geschickter als unser Kakodämon; er erhielt daher den Auftrag, unvorzüglich gegen den Rebellen aufzubrechen, soviel Truppen zu sammlen als möglich wäre, und überhaupt in dieser Angelegenheit zu thun, was er für gut befinden würde. Nur sollte er dahin zu trachten suchen, daß er den Rebellen lebend in seine Hände bekäme, damit man ein abschreckendes Exempel an ihm statuiren könnte.

Mit so ausgedehnter Vollmacht trat denn Kakodämon seinen Zug gegen den Räuber Posniew, wie er ihn nannte, an. Auch bey diesem Unternehmen

ging er mit der überraschenden Schnelligkeit zu Werke, die so oft an ihm bewundert worden ist. Alle Bagage wurde zurückgelassen und nur so viel Lebensmittel mitgenommen als zur höchsten Nothdurft für den beschwerlichen Marsch durch ungeheure Steppen erforderlich war. Um die Truppen noch schneller und leichter fortzubringen, ließ er sie auf Wägen transportiren. Demohngeachtet war es nicht so leicht, die Macht Posniews ganz zu vernichten. Er war schon so vielmal von andern Befehlshabern in die Flucht geschlagen und beynah ganz aufgerieben worden; dennoch erschien er bald darauf wieder in einer ganz andern Gegend an der

Spitze einer zahlreichen Macht. Da er den regulären Truppen nicht gewachsen war, so vermied er jedes Haupttreffen, zog sich plötzlich zurück, wenn ein zahlreiches Corps gegen ihn im Anzuge war, und warf sich denn unversehens auf ein kleineres, das unvorbereitet und seiner Uebermacht nicht gewachsen war. Er führte den Krieg fast in derselben Manier, wie die Anführer der Chouans und Vendeer in Frankreich. Der kleine Krieg war sein Element. Immer geschlagen stand er immer wieder zum neuen Kampfe bereit, immer auf der Flucht, kam er doch immer weiter vorwärts.

Kakodämon beschloß das bisher gegen ihn befolgte Kriegssystem zu verändern. Er vertheilte seine Truppen in lauter kleine Corps, die aber alle unter einander in Verbindung standen, und fing so eine Art von Treib-Jagen gegen den Prätendenten an. Dieses Maneuvre brachte ihn außer Fassung und nöthigte ihn ebenfalls seine bisherige Art, den Krieg zu führen, aufzugeben. Allein der Sieg würde gleichwohl seinem Gegner so leicht nicht geworden seyn, wenn nicht Spuren der Meuterey und Verrätherey sich unter seinen Anhängern gezeigt hätten. Die tanischen und ursanischen Kaskier waren eifersüchtig und erbittert auf einander,

und es war ihm nicht möglich, die Eintracht unter ihnen herzustellen. Die Folge davon war, daß ihn sämmtliche tanische Kaskier des Nachts heimlich verließen. Dadurch wurde er nicht nur an Truppen geschwächt, sondern seine übrigen Anhänger wurden auch muthlos. In kurzer Zeit hatte sich sein ganzes Corps so verlaufen und zerstreut, daß er nur noch 300 ursanische Kaskier, die ihm bisher treu geblieben waren, bey sich hatte.

Mit diesem kleinen Häufchen beschloß er, sich durchzuschlagen und sich in ein benachbartes Land zu flüchten, wo er zahlreiche Anhänger zu haben

vorgab. Allein dieses abentheuerliche Vorhaben fand bey seinen Anhängern keinen Beyfall, und unter dem Vorwande, daß sie zuvor noch ihre Frauen und Kinder in der Stadt Ursano sprechen wollten, überredeten sie ihn daher, den Weg nach Ursano mit ihnen zu nehmen. Die Annäherung derer, die ihn verfolgten, und die Gefahr, die sie dadurch für ihre eigne Person befürchteten, hatten sie nun aber zu dem Entschlusse gebracht, ihren Chef zu binden und nach Ursano zu überliefern. Ungefähr hundert unter ihnen, die nicht darein gewilliget hatten, daß man ihren unglücklichen Anführer so behandeln

möchte, waren zerstreut bey den Einsiedlern der Steppe geblieben.

Kakodämon machte noch Anstalten zum Verfolgen und Einholen seines Feindes, als er die unerwartete aber höchst erfreuliche Nachricht von seiner Gefangennehmung erhielt. Er eilte nun sogleich nach Ursano, wo der Commandant des Platzes ihm den fürchterlichen Posniew auslieferte. An Händen und Füßen schwer gefesselt und unter den Bajonnetten der Soldaten wurde er in Kakodämons Quartier geführt, wo ihn dieser also anredete:

Kakodämon. Haben wir Dich endlich, schändlicher Bube?

Posniew. Eine alberne Frage! Freylich habt Ihr mich, das siehst Du ja!

Kakodämon. Ungeheuer! Du willst noch trotzig seyn?

Posniew. Und warum denn das nicht? Etwa deswegen nicht, um Dich nicht zu erzürnen? Ha, ich muß über Dich lachen! Als ob mir Dein Zorn etwas schaden, Deine Gnade etwas helfen könnte! Ich weiß mein Schicksal; und es ist mir ganz einer-

ley, ob Ihr mich im Zorn oder aus Gnade zu Tode martert. Den Todt fürchte ich nicht, den hab' ich oft genug vor Augen gehabt. Auch Eure Martern fürchte ich nicht. Martert mich nur recht, wie's Euch gefällt.

Kakodämon. Eine solche Unverschämtheit, ein solcher Trotz ist mir noch nie vorgekommen! Nun warte Bursche, Du sollst's schon fühlen!

Posniew. Nenne mein Benehmen, wie Du willst; schimpfe mich, wie Dir's beliebt. Ich könnte es auch wenn ich wollte; aber ich will nicht, weil ich mich für besser halte als Dich,

der Du des ohnmächtigen, besiegten Feindes spottest, und ihn schimpfest. Durch dieses Betragen erzeigst Du mir den größten Gefallen. Würdest Du mich auch bemitleiden, so würde ich mich unglücklich fühlen, so aber bin ich glücklich — glücklich durch Deine Drohungen, die ich, so wie Dich, verachte. —

Kakodämon. (knirscht vor Wuth mit den Zähnen und stampft mit den Füßen den Boden.) Ha, die Bestie! Grenadiere, führt ihn sogleich ab, legt ihm dreyfache Fesseln an und laßt ihn zweymal vier und zwanzig Stunden hungern!

Posniew. (kalt) Warum nicht lieber sechsfache Fesseln? Dreyfach ist ja gar zu wenig! Und warum läßt Du mich denn nicht lieber zu Tode hungern? O Du verstehst es noch nicht recht, die Gefangenen zu martern! Doch du bist auch sehr ohnmächtig bey Deinem Grim — Du darfst mich nicht tödten — Du darst nicht. —

Kakodämon. Teufel und Hölle! — Das ist nicht auszuhalten! Schweig' — oder — Grenadiere, schafft ihn mir aus den Augen!

(Die Grenadiere führen den Posniew nach dem Gefängniß ab.)

Posniew. (im Abgehen.) Du bist noch viel zu hitzig und ärgerlich und hast überhaupt zu heftige Affekten. Du wirst nie ein großer Mann werden. Thaten wirst Du zwar thun, Schlachten gewinnen, Festungen erstürmen, Bollwerke ersteigen — aber das ist es auch Alles. Zum Lenker einer Revolution, zum Leiter einer Volksparthey, zum Dictator, außer der Armee, bist Du nicht geschaffen. Du bist ein wilder Krieger und weiter nichts. —

——

Kakodämon war im hohen Grade über die Frechheit des Menschen entrüstet und würde ihn auf der Stelle haben hinrichten lassen, wenn er nicht den

Befehl gehabt hätte, den Rebellen lebendig einzuliefern. Er mußte sich daher alle Gewalt anthun und damit begnügen, ihm soviel Martern widerfahren zu lassen, als möglich war. Um ihn theils auf dem Rückwege in recht sichere Verwahrung zu bringen, theils auf eine recht schimpfliche Weise zu transportiren, ließ er ihn in einen Gitterkasten einsperren und so, wie ein wildes Thier, das zur Schau umhergefahren wird, fortbringen. Posniew ertrug diese Schmach mit vieler Resignation und fuhr fort seinen Besieger, so oft er in seine Nähe kam und sich in ein Gespräch mit ihm einlassen wollte, durch Geringschätzung und

sarkastische Verachtung zu erbittern.

Während des Zuges wäre der Gefangene beynah entkommen. In dem Quartier, wo der Zug Rasttag hielt, kam durch Unvorsichtigkeit der Soldaten Feuer aus und verschiedene Häuser wurden ein Raub der Flammen. Während des Getümmels ersah Posniew seine Gelegenheit und wollte entwischen; allein es wurde noch entdeckt und verhindert. Man löschte das Feuer wieder und nun war an keinen weitern Versuch mehr zu denken. Da man jedoch sehr besorgt seinetwegen war und vielleicht einen neuen und ähnlichen Un-

fall befürchtete, so ließ der Anführer das Gegitter zurück, und den Gefangenen auf einen unbedeckten Bauernwagen anschließen. Auf einen andern Wagen wurde Posniews zwölfjähriger Sohn gebracht, ein Knabe, der viel Talent zeigte und den man seiner großen Lebhaftigkeit wegen nicht aus den Augen lassen durfte. Man erleuchtete des Nachts die Gegend, wo der Zug durchging mit Fackeln, und so gelangte denn endlich Posniew an den Ort seiner Bestimmung, wo er unter den entsetzlichsten Martern hingerichtet wurde.

Er war, als er seine Rolle zu spielen anfing, ganz arm, und blieb es

auch da noch, als er an den Orten, die er einnahm große Beute vorfand. Seine ganze Baarschaft, die man in dem Kleide desselben eingenäht fand, bestand aus nicht mehr als vier Reichsthalern. Da man bey ihm mehr Geld vermuthet hatte, so befragte man ihn: warum er nicht mehr Geld habe, und ob vielleicht diejenigen, welche ihn gefangen nahmen, dasselbe abgenommen hätten? Allein er gab zur Antwort: daß er nie viel Geld zu sich genommen, sondern es jederzeit, wenn er Beute gemacht, unter seine Soldaten vertheilt habe.

Das

Das war das Ende eines Menschen, der eine Revolution anfing, deren Folgen für das bojarische Reich bedenklich werden konnten. Wäre ihm sein Gegner nicht durch unerwartete Schnelligkeit zuvorgekommen und hätten ihn nicht die vorhin beschriebenen Unfälle betroffen, so würde sich sein Anhang in kurzer Zeit sehr vergrößert haben. Wer weiß, ob es ihm dann nicht gelungen wäre, sich auf den Thron hinaufzuschwingen und die Verfassung Bojariens umzuändern. Wäre dies geschehen, dann würde er der Held der Geschichte seyn, von dessen großen Tugenden uns die Historiker nicht genug zu erzählen wissen würden. Er gehörte un-

ter die seltenen Menschen, die sich durch eine außerordentliche Energie und durch einen hohen Grad von Festigkeit und Beharrlichkeit auszeichnen. Er konnte die größten Strapatzen ertragen, und war gegen alle Weichlichkeit abgehärtet. Er konnte, wie der Römer Catilina in dem bekannten Dialog von Kleist von sich sagt, seine linke Hand essen, um mit der rechten noch zu fechten. Auch von ihm konnte man mit eben diesem Dichter sagen: „er hatte den Galgen, oder den Thron verdient."

Nachdem unser Kakodämon seinen Gefangenen, der ihm so vielen Kum-

mer und Aerger verursachte, abgeliefert hatte, kehrte er wieder in jene Gegenden, welche der Schauplatz der Rebellion gewesen waren, zurück. Das Feuer des Aufruhrs war durch die Gefangennehmung Posniews noch nicht ganz gedämpft. Ja, ein gewisser Serminow, der ehemals von der bojarischen Armee entlaufen war, wagte es sogar, sich zum Nachfolger Posniews aufzuwerfen und seine Rolle nachzuahmen. Allein sie war bald ausgespielt und Serminow ward nebst einem kleinen Ueberrest seiner Anhänger gefangen genommen und, wie sein Vorgänger, hingerichtet.

Durch beyde mit der größten Schnelligkeit und Bravour ausgeführte Expeditionen erwarb sich unser Kakodämon einen großen Ruhm. Die Königin Miranda drückte ihm ihren Dank in einem eigenhändigen Schreiben in sehr schmeichelhaften Ausdrücken aus, und beschenkte ihn noch überdies mit einem kostbaren, mit Brillanten besetzten Degen. Als er darauf zurückkehrte und seiner Gebieterin die Aufwartung machte, bewieß ihm diese ihre Zuneigung noch durch andere Gunstbezeigungen.

Siebentes Kapitel.

Kakodämons Schlacht und Sieg im Felde Amors und Hymens.

„Intermissa Venus diu
  Rursus bella moves. Parce, precor, precor.
Non sum qualis eram bonae
  Sub regno Cynarae. Desine dulcium
Mater saeva Cupidinum,
  Circa lustra decem flectere mollibus
Iam durum imperiis.“

Horatius (Od. IV. I.)

Bald nach der Gefangennehmung Posniews hielt sich Kakodämon wieder

in der Residenz auf. Bisher hatte das schöne Geschlecht keinen großen Reitz für ihn gehabt, und es schien, da er schon nahe an Funfzig zählte, als ob er die Zahl der Hagestolzen vermehren und dadurch seiner Mutter die empfindlichste Kränkung zuziehen wollte. Ja, wer ihn in Gesellschaft der Frauenzimmer sah, welches jedoch nicht oft der Fall war, der hätte ihn wohl gar für einen Misogyn halten sollen. Man wird uns vielleicht den Einwurf machen, daß mit dieser Behauptung die mehrmals wiederholte Versicherung, daß er die Gunst seiner Gebieterin Miranda in einem vorzüglichen Grade genossen habe, sehr im Contrast stehe.

Allein dies kann höchstens nur so scheinen und die Wahrheit derselben wird jedem Leser sogleich einleuchten, sobald wir uns näher darüber erklärt haben werden.

Wir könnten bemerken, daß aus dem Umstande, daß er bey seiner Gebieterin und Königin in besonderer Gunst gestanden habe, weiter nichts folge, als — daß er in Gunst gestanden habe, und wir könnten uns alle Art von Consequenz-Macherey verbitten. Allein wir wollen hier von diesem Rechte nicht einmal Gebrauch machen, sondern es der Auslegungskunst eines Jeden überlassen, in welchem Sinne er

diese Gunst und jene Gunstbezeigungen nehmen will. Gesetzt aber auch, daß alsdann Pansalvin und Kakodämon in dieser Aufgabe unter einen Nenner gebracht würden, so folgt daraus offenbar noch nicht, daß er deshalb kein Hagestolz oder Misogyn gewesen seyn könne. Ein so eifriger und consequenter Vertheidiger der souverainen Gewalt, wie unser Held war, konnte auch Dienste der Art unter die Obliegenheiten und Präsanda eines Vasallen rechnen, und daher der Meynung seyn, daß der Lehnsherr oder die Lehnsfrau, außer dem iure militiae, auch noch dieses ius oder respective diese Servitut zu verlangen berechtiget sey. Er that

Alles, was seine gnädige Monarchin von ihm verlangte, aus unterthänigst-pflichtschuldigster Folgeleistung. Er achtete sich für verbunden, seiner Regentin mit Gut und Blut im Nothfall beyzustehen; warum hätte er sich also zu einer Dienstleistung weigern sollen, wobey es auf beydes nicht abgesehen war? Er opferte ihr ja sein Leben im Kriege, in blutigen Schlachten und Affairen auf; warum hätte er ihr also in einer Affaire entstehen sollen, wo keines Menschen Leben gefährdet war?

Daß diese Vermuthung nicht ungegründet seyn müsse, schließen wir daher, weil Miranda seine Dienstleistungen

stets als solche d. h. als Dienst- und Pflichtleistungen betrachtete, und nur im Nothfall zu denselben ihre Zuflucht nahm. Nicht so bey Pansalvin und vielen andern, wie dem geneigten Leser aus der Lebensgeschichte dieser vielvermögenden Königin noch errinnerlich seyn wird. — Ohngeachtet der Dienste also, die er zuweilen der Miranda, seiner Königin, geleistet hatte, war unser Held bisher eine Art von Misogyn gewesen; wir sagen eine Art, denn ganz war er es nicht; und wenn er's auch eine Zeitlang gewesen wäre, so blieb er's doch nicht — und dieses wird ihn schon mit unsern Damen wieder aussöhnen.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß ein etwas betagter Hagestolz, wenn Amor einmal sein Herz verwundet, an Liebesgluth selbst den achtzehnjährigen Jüngling übertrifft. Die Göttin und der Gott von Amathunt scheinen sich für die Verachtung rächen zu wollen, mit welcher er ihre Macht bisher verschmäht hat. Es ist das im Grunde eine süße Rache, die nur dann schmerzlich wird, wenn dem schmachtenden Liebhaber die Annäherung an den geliebten Gegenstand erschwert wird. Auf diese Weise hatten der schalkhafte Knabe und seine eben so schalkhafte Mutter an unserm Kakodämon Räche genommen, und freuten sich ihrer Macht und ihres

Triumphes. Folgender Dialog, den er mit seinem Adjutanten Iberius, den er zugleich zum Vertrauten seiner Geheimnisse machte, hielt, läßt uns den besten Schluß auf den Zustand seines Herzens machen und giebt uns zugleich die beste Auskunft über die Art und Weise, wie er sich bey dem Handel benahm. Wir bemerken nur noch, daß die Unterredung in den Moment fällt, wo er eben von einem Balle zurückgekommen war.

Kakodämon. (geht sehr unruhig und schnell im Zimmer umher.) Iberius, Brüderchen, ich bitte Dich um Gotteswillen!

Iberius. Was denn? Was befehlen Ew. Gnaden?

Kakodämon. Ach, Iberius, ich bin ganz außer mir, ganz wüthend. — —

Iberius. Was haben Sie denn vor, gnädiger Herr?

Kakodämon. Hast Du nicht die Gräfin Pursowska heute gesehen?

Iberius. Nun ja, die hab' ich wohl gesehen. Und was denn weiter?

Kakodämon. Was weiter? Die Gräfin, die ich anbete, die ich — —

Iberius. So, so. Nun, was wollen denn Ew. Gnaden damit sagen?

Kakodämon. Ich frage Dich, ob Du sie gesehen hast?

Iberius. Ja, wie ich schon gesagt habe.

Kakodämon. Und wie sie mit dem Baron v. Kollnau immer tanzte?

Iberius. Das hab' ich wohl gesehen.

Kakodämon. Und wie sie so freundlich mit ihm sprach, und wie er ihr immer nicht von der Seite kam?

Iberius. Auch das hab' ich bemerkt.

Kakodämon. Verdammt! Und wie er sie so zärtlich am Arm nahm und sie nach Hause begleitete?

Iberius. Auch das.

Kakodämon. Und hast Du nicht auch schon von den Leuten gehört, daß eben dieser Baron die schöne Gräfin heyrathen wird?

Iberius. Wohl hörte ich das und noch dazu, daß binnen hier und einem Monat die Vermählung seyn würde.

Kakodämon. O Iberius, das ist schrecklich, sehr schrecklich! Nein, der verdammte Baron kann und darf und soll sie nicht heyrathen! Sie soll und muß durchaus die Meinige werden?

Iberius. Aber wenn sie nun nicht will?

Kakodämon. Frag' nur nicht so. Sie wird wohl nicht wollen? Einen so berühmten General!

Iberius. Ey nun, die Damen haben manchmal ihre besondern Grillen. Der Ruhm ist nicht immer das wirksamste Empfehlungsschreiben bey ihnen.

Kakodämon. Das wäre schlimm. Aber, Iberius, ich bin reich, und aus guter Familie.

Iberius. Das ist etwas mehr. Indeß gelten diese Epitheta gemeiniglich mehr bey den Vätern und Müttern, als bey den Töchtern.

Kakodämon. Das will ich nicht hoffen. Aber der Baron ist beydes nicht.

Iberius. Und doch liebt ihn die Gräfin.

Kakodämon. Liebt ihn? Wer hat Dir denn das gesagt?

Iberius. Gesagt hat mir's zwar niemand; ich denke und schließe es nur so.

Kakodämon. Und woraus denn?

Iberius. Ey nun, weil sie gern in seiner Gesellschaft ist, gern mit ihm tanzt, gern mit ihm redet, sich gern von ihm nach Hause führen läßt. Und daß sie alles dieses gern, recht sehr gern that, das konnte man aus ihrer Freundlichkeit, aus ihrer Lebhaftigkeit, aus ihren Augen, kurz aus ihrem ganzen Wesen abnehmen.

Kakodämon. Ach hör' nur auf, solche unangenehme Dinge zu reden.

Iberius. Ich kann nichts dafür; aber es ist doch einmal so. Doch vielleicht ist sie überhaupt immer so freundlich und lebhaft; ich kenne sie zu wenig und hab' sie heute zu wenig beobachtet.

Kakodämon. Ach leider ist sie's nicht immer! Sie war verzweifelt ernsthaft als ich mit ihr reden wollte. Da sah' ich nichts von der Freundlichkeit und Lebhaftigkeit. Ich gab mir alle Mühe, ihr einige Annehmlichkeiten und Schmeicheleyen zu sagen; aber sie schien das gar nicht zu achten; ja es kam mir sogar so vor, als ob sie verdrüßlich darüber werden woll-

te. Ich fing an von meinen Kriegsthaten und Blessuren zu reden; allein auch das schien ihr nicht das geringste Vergnügen zu machen. Hingegen schwatzte der fade Baron eine Menge abgeschmacktes Zeug, recht viel Albernes und Absurdes, Du hättest aber nur sehen und hören sollen, wie andächtig sie da zuhörte, wie sie lächelte und dem einfältigen Redner Beyfall zunickte. O ich hätte aus der Haut fahren mögen! Ich hatte sonst von meiner Mutter eine Menge hübscher Redensarten gelernt, die man den Damens vorsagen müßte, und sie lobte mich immer, wenn ich sie so geläufig herzuplappern wußte. Allein heute wurden sie mir

sauer und machten nicht den geringsten Eindruck.

Iberius. Dann sieht es freylich nicht gut aus, Herr General!

Kakodämon. Nicht wahr, Iberius? O ich wollte lieber eine Schlacht verlieren als das Mädchen, lieber noch fünf Wunden bekommen, als diese Herzenswunde verschmerzen! O ich kann's nicht! Schaffe Rath, Iberius! Sprich, was soll ich thun?

Iberius. Wie ist denn wohl ihr Vater, der alte Graf, gesinnt?

Kakodämon. Ach der hätte freylich lieber einem ältern (von Familie nämlich) und reichern Schwiegersohn; aber die Gräfin, seine Frau, hat die Oberherrschaft über ihn, und da hat er denn dem Baron sein Wort geben müssen.

Iberius. Also das Wort hat er schon gegeben?

Kakodämon. Leider! Das ist's ja eben. Wäre das nicht, so wollte ich schon bey dem Vater und auch bey der Mutter durchdringen. Mit dem Mädchen würde sich's schon geben.

Iberius. Ja, ja. Da weiß ich wirklich keinen bessern Rath, als den Baron aus dem Wege zu schaffen?

Kakodämon. Das wäre, Iberius! Aber wie denn?

Iberius. Sollte es denn nicht angehen, daß er des Landes verwiesen oder nach Serien transportirt würde? Sie vermögen ja viel bey der Königin. Ein letire de cachet würde die ganze Sache abthun.

Kakodämon. Nein, das geht nicht. Er gilt auch viel bey der Kö-

nigin. Sie weiß, daß er die Gräfin heyrathen will, und ist sehr wohl damit zufrieden.

Iberius. Noch eine Frage; die ich eigentlich schon längst hätte thun sollen: Haben Sie denn schon um die Hand der schönen Gräfin angehalten?

Kakodämon. Nein, das hab' ich nicht. Ich hab' mich ja erst in sie verliebt. Vorher kannte ich sie gar nicht. O hätte ich sie doch früher gesehen, denn sollte mir kein Mensch zuvorgekommen seyn, diesen köstlichen Schatz zu haben; am allerwenigsten der Schuft von Baron!

Iberius. O wenn's so ist, da hat's so große Noth noch nicht! Da wollen wir mit dem Baron bald fertig werden.

Kakodämon. Wie so?

Iberius. Er muß im Duell umkommen.

Kakodämon. Ich soll mich also mit ihm schlagen? Das ginge wohl an; o den Kerl haue ich in Stücken!

Iberius. Nicht so hitzig, Herr Graf. Sie dürfen sich nicht mit ihm schlagen. Wenn er durch Ihre

Hand fällt, so heyrathet das Mädchen den Mörder ihres Geliebten nun und nimmermehr. Selbst ihre Aeltern würden dann große Bedenklichkeiten finden.

Kakodämon. Da hast Du vollkommen Recht, Iberius. Daran hatte ich nicht gedacht. Aber wer soll's denn thun?

Iberius. Ich würde mich mit dem größten Vergnügen zu diesem Dienst für Ew. Gnaden erbieten; allein es würde doch noch immer sehr verdächtig scheinen, wenn Ihr Adjutant der Thäter wäre. Wenn sonst niemand da wäre, ey nun, dann müßte es freylich geschehen.

Kakodämon. Du bist ein treflicher Mensch, Iberius!

Iberius. So aber haben wir das nicht nöthig. Da ist ja unter Ihrer Division der Lieutenant Clitus. Das ist ein wahrer Eisenfresser, der nimmt zehn solcher Barone auf sich.

Kakodämon. O ganz gewiß! Ja, das ist ein braver Kerl. Aber gleichwohl begreife ich noch nicht recht, wie es eigentlich werden soll?

Iberius. O das ist sehr leicht! Versprechen Sie ihm nur, daß er durch Ihre Vermittelung Capitain werden

soll, und lassen Sie ihm nur auf eine gute Art ein Paar Hände voll Ducaten zufließen — und ich stehe Ihnen dafür, daß er Ihre Wünsche vollkommen befriediget. Dem ist es einerley, ob er einen, oder zehn Menschen in die Unterwelt schickt.

Kakodämon. Aber — wenn ihm nun der Baron durchaus alle Gelegenheit benimmt, ihm durchaus ausweicht? Wie denn?

Iberius. Clitus wird es schon so anzulegen wissen, daß er ihm nicht ausweichen kann. Er sucht an einem öffentlichen Orte Händel mit ihm, greift

ihn bey seiner Ehre an, spricht ehrenrührig von seiner Braut u. s. w. Kurz er neckt und insultirt ihn so lange, bis er das Duell annehmen muß. Wollte er ja das Duell von sich ablehnen, so würde er nicht mehr für einen Mann von Ehre gelten können; alle angesehene und rechtliche Leute, Generale, Feldmarschalle u. s. w. würden sich des Clitus annehmen, und Sie selbst, Herr General, könnten und müßten darauf dringen, daß er einem Officier von Ihrer Division Satisfaktion geben müsse. Det alte Graf Pursowska selbst würde ihn nun und nimmermehr für seinen Schwiegersohn anerkennen, wenn

er feige genug wäre, eine Ehrensache nicht abthun zu wollen.

Kakodämon. Du hast recht, das würde er. Ja, er muß daran der Baron!

Iberius. Haben wir ihn nur erst einmal vor die Klinge, dann gute Nacht Herr Baron! Seine Braut mag dann ein Paar Tage winseln. In acht Tagen ist alles vorbey und in vier Wochen, sage in vier Wochen, reicht sie Ihnen die Hand, Herr Graf.

Kakodämon. O vortreflich! O göttlich! Ja so soll's werden! O

laß dich umarmen theuerster Iberius! Dir verdanke ich Alles — ewig werde ich dafür Dein Schuldner bleiben. O Wonne, bald werde ich die Festung erstürmen und dann Victoria rufen. Basta! Hurrah! So soll's werden!

Und so wurde es wirklich. Alles erfolgte so, wie es Iberius vorhergesagt hatte. Der Lieutenant Elitus, ein Mensch ohne allen Charakter und von den rohesten Sitten, wurde durch das Ansehen seines Generals und durch die glänzenden Versprechungen von Iberius leicht gewonnen. Er fand Gelegenheit an einem öffentlichen Orte an den Baron von Kollnau zu kommen und

ihn auf eine ehrenrührige Weise zu beleidigen. Dieser wollte zwar den Vorgang auf sich beruhen lassen, weil er meynte, daß ein solcher Mensch, seine Ehre nicht beleidigen könne. Allein überall erhob sich die Stimme des Vorurtheils gegen ihn. Man erklärte ihm geradezu, daß man allen Umgang mit ihm aufgeben werde, wenn er sich nicht wie ein Mann von Ehre benehmen würde. Selbst seine besten Freunde, selbst die angesehensten und für würdig geachtete Männer erklärten dies. Als nun diesen auch der Graf Pursowska, der Vater seiner geliebten Barbara (dies war der Name der Gräfin), beystimmte; da vermochte der arme Baron nicht

länger zu widerstehen. Er forderte seinen Angreifer zum Zweykampf, wehrte sich zwar mit der größten Unerschrockenheit; allein sein Muth konnte ihn nicht gegen das thierische Ungestüm seines Gegners schützen. Er sank unter den wüthenden Streichen desselben entseelt zu Boden.

Die Gräfin war, als sie die traurige Botschaft erhielt, der Verzweiflung nahe. Die ganze Familie war eine Zeitlang untröstlich. Aber auch hier erfolgte der gewöhnliche Gang und Wechsel der Dinge. Die Familie tröstete sich über den Verlust, und der Schmerz der Gräfin wurde durch die

Zeit, durch Zureden und durch Zerstreuungen erst gemildert und dann ganz besänftiget. Da ein solcher Vorfall, wie die Duellgeschichte war, im bojarischen Reich nicht eben unter die Seltenheiten gehörte, und da der Thäter eines Duellmords keine andere Strafe bekommt, als daß er eine kleine im Grunde höchst unbedeutende Geldbuße erlegt, so blieb Clitus nicht nur im Besitz seiner Officiers-Stelle, sondern er wurde auch bald darauf zum Capitain avancirt.

Kakodämon stellte nun seine Bewerbungen bey der Gräfin unverzüglich an. Die Aeltern fühlten sich durch diesen

Antrag sehr geehrt und gaben ihm auf der Stelle ihr Wort. Gräfin Barbara wollte zwar anfangs durchaus nichts von Heyrathen wissen und drohte mit ewiger jungfräulicher Trauer um ihren Geliebten; auch machte sie allerley Einwendungen gegen die Person unsers Helden, die wir aber hier, aus guten Gründen, übergehen. Endlich aber siegten doch die Vorstellungen und dringenden Bitten ihrer Aeltern und Verwandten, und die pathetischen Liebeserklärungen, womit der neue Liebhaber ihr jungfräuliches Herz ohne Rasttag bestürmte, über ihre Abneigung, und so sank sie, nach Verlauf zweyer Monate

in die Arme des liebetrunkenen Kakodämon. Zwey Kinder, ein Sohn und eine Tochter, waren die Frucht dieser Ehe.

Achtes Kapitel.

Kakodämon als Diplomatiker.

„Ille — —
Stravit humum sine clade victor
Te copias, te consilium, et tuos
Praebente divos.“ —
Horat. (Od. IV. 14, 32.)

Was einst die fruchtbare Insel Sicilien für die Römer und ihre furchtbaren Nebenbuhler, die Karthager, war, ein Zankapfel, um

den sich beyde Nationen so lange rissen, bis das Schicksal das Uebergewicht in die Wagschaale der einen legte und die andere zu Boden sinken ließ; das war die schöne Halbinsel Centaurea für die Bojaren und Othonier. Beyde rivalisirten lange Zeit um den Besitz derselben, bis es endlich der überwiegenden Politik der bojarischen Königin, Miranda, gelang, sich in den alleinigen Besitz derselben zu setzen. Unser Held wurde von ihr dazu ausersehen, das Werkzeug ihrer Machinationen und geheimen Operationen zu seyn. Wir sehen ihn daher jetzt auf einer andern Laufbahn auftreten, wo er sich nicht

minder als auf der bisherigen kriegerischen Lorbeere sammelte.

Da der alte Beherrscher der Halbinsel Centaurea gestorben war, so beeiferten sich der Hof zu Piranoburg und Estambul in gleichem Grade, um durch die Wahl eines neuen Oberhauptes den größten Einfluß auf die Angelegenheiten dieses Landes zu bekommen. Gehari Beled ward zum Oberhaupte Centaureas von den Othoniern ernannt; dagegen verlieh Miranda dem Gehari Miach diese Würde, und traf die schleunigsten Anstalten, um ihn ohne Verzug einsetzen zu lassen. Dieses zu bewerkstelligen erhielt Kakodämon

den Auftrag und die nöthigen Truppen. Er erschien in Eilmärschen in Centaurea, zerstreute, ohne Hauptschlacht, die Truppen des Gehari Beled und nöthigte diesen, nach Estambul zu fliehen. Der Schützling Mirandas wurde dagegen als Oberhaupt ausgerufen und nahm ruhig Besitz von seiner Provinz.

Während sich die Othonier zum Kriege rüsteten, nahm Kakodämon in Centaurea eine Operation vor, die ihm von seiner Gebieterin war anbefohlen worden und die unstreitig das sicherste Mittel war, dieses Land zu entkräften, und dadurch in der Unabhängigkeit von

Bojarien zu unterhalten. Da Gehari Miach in seinem Lande souverainer Fürst war, so mußte die Sache mit großer Behutsamkeit und Vorsicht und zugleich mit eben soviel Energie ausgeführt werden — und dazu schien niemand tauglicher als unser Graf.

Er erhielt den Auftrag, die griechischen und armenischen Christen, welche in großer Anzahl in der Halbinsel wohnten, aus diesem Lande heraus und in das bojarische Reich zu schaffen. Es war ungefähr dasselbe Manövre, das der König Nebucadnezar von Babel mit den Juden und Israeliten vornahm. Doch war

es ein Streich, der weit mehr Politik erforderte als bey jenem, der Eroberer des Landes war. Die meisten dieser Leute waren wohlhabend und brachten dem Oberherrn große Einkünfte, welche geschwächt werden sollten. Zwey Minister des Gehari Miach, die sich diesem Projekte vorzüglich widersetzten, bekamen jeder eine starke Wache mit einer Kanone vor sein Haus, bis sie ruhiger wurden, und — ihre freywillige Einwilligung zur Ausfuhr dieser Waare gaben.

Um die Leute zu dieser Transplantation desto geneigter zu machen, wußte man die Religion mit in's

Spiel zu bringen und ihre Priester dahin zu bewegen, daß sie diese Auswanderung aus einem ungläubigen Lande ihren Schaafen zur Glaubens- und Gewissenssache machten. Die beyden Oberpriester der griechischen und armenischen und der Priester der katholischen Religion waren dazu sehr behülflich, und in Zeit eines Monats verließen diese Christen ihre Wohnungen und kamen mit ihrem Vermögen und Viehheerden aus Centaurea nach Bojarien. Es waren gegen zwanzigtausend Seelen männlichen Geschlechts. Kakodämon verhalf ihnen soviel möglich zu Postpferden und war ihnen bey der Reise behülflich; auch gab er jedem der

Armen unter ihnen einen Ducaten zum bessern Fortkommen auf der Reise.

Die Othonier fingen zwar ihre Kriegsrüstungen mit großem Eifer an; allein sie unterblieben bald, da in dem Kaiser-Rathe zwey verschiedene Systeme und Partheyen herrschten, wovon die mächtigste den Frieden wünschte. Man ließ sich daher mit Bojarien in gütliche Unterhandlungen ein, erkannte den Gehari Miach als rechtmäßigen Oberherrn der Halbinsel an, und somit waren die Zwistigkeiten zwischen beyden mächtigen Reichen vor der Hand wieder beygelegt.

Da nun auch Kakodämons diplomatische Sendung erfüllt war, so kehrte er wieder zurück, und machte verschiedene Reisen in den bojarischen Provinzen, um Revue über die Truppen, welche seinem Commando anvertraut wurden, zu halten. Da man bey Hofe seine Geschicklichkeit, die Truppen zu organisiren kannte, so bekam er immer neue Divisionen.

Bald darauf trat Kakodämon wieder als Feldherr auf. Die noranischen Tanier wollten dem bojarischen Scepter nicht mehr gehorchen. Diese in alten Zeiten so furchtbare Nation, aus verschiedenen Völker-Stämmen zu-

sammengesetzt, war ehemals so zahlreich daß man ihrer über Hunderttausend rechnen konnte, die zu Pferdte ins Feld ziehen konnten. Jetzt waren sie freylich durch mancherley Unglücksfälle bis auf ungefähr ein Drittheil ihrer ehemaligen Anzahl zusammengeschmolzen; allein sie machten noch immer eine sehr zahlreiche Volksmasse aus, und an Tapferkeit übertrafen sie alle ihre Nachbarn. Sie waren immer Nomaden geblieben, lebten von der Viehzucht und der Reis diente ihnen statt des Brodes; erst spät machten sie den Anfang, auch Waizen zu bauen. In der Kleidung sind sie äußerst einfach; ein neuer Schaafpelz ist ihre Tracht an Festtagen.

Sie haben wenig gutes Schießgewehr, viele bedienen sich der Bogen und Pfeile, oder auch der Wurfspiese, welche aber blos von schlechtem Holze, wie es in der Steppe, die sie bewohnen, anzutreffen ist, verfertiget sind. Sie führen Säbel und statt der Dolche bedienen sich viele ihrer Messer. Einige bedienen sich auch im Gefechte eines großen Hammers, den sie mit einem Riemen in der Hand befestigen. Sie sind die Abkömmlinge des berühmten Heerführers, vor dessen Namen ganz Asien zitterte.

Dieses Nomaden-Volk, durch fremden Einfluß gegen die bojarische Königin

gin aufgewiegelt, verweigerte ihr jetzt den Gehorsam und machte Anstalt sich ihrer Bothmäßigkeit zu entziehen und jenseits des Naban-Flusses auszuwandern. Miranda wollte nicht gern so viele Unterthanen auf einmal verlieren, und trug daher dem Kakodämon auf, sie mit den Waffen in der Hand zurückzuhalten. Allein ein Theil derselben hatte seine Auswanderung noch vor seiner Ankunft bewerkstelliget, und die übrigen warteten nur auf einen günstigen Augenblick, um ihren Brüdern zu folgen. Vergebens zog er einen bewaffneten Cordon um ihre Horden herum, um sie durchaus zurückzuhalten. Sie packten ihre Zelten zusam-

men, setzten alles, so wie auch die kleinsten Kinder auf Wagen und ihre Heerden, worin ihr ganzer Reichthum bestand, trieben sie vor sich her. So zogen sie fort, und alle, selbst ihre Weiber, waren bewaffnet. Beym Abzuge wurden die Bojaren, welche sie bewachen sollten, und denen es, bey der großen Ueberzahl nicht möglich war, sich zu retten, umgebracht. Vergebens eilten von allen Seiten neue Truppen herbey; die freyheitsliebenden Tanier durchbrachen die Reihen derjenigen, die sie so grausam zurückhalten wollten, und gelangten glücklich über den Fluß Raban, wo sie sich mit ihren schon vorausgegangenen Brüdern vereinigten.

Es war ein rührendes Schauspiel, wie diese Nomaden ihr Vaterland zu verlassen und sich ein neues zu suchen strebten, wo sie Freyheit, nach ihren Gesetzen zu leben, zn finden hofften! Aber empörend für die Menschheist ist es, daß man diese natürlichen Freyheitssöhne mit Gewalt in ihren Fesseln erhalten und sie, da sie so glücklich gewesen waren, ihren Bedrückern zu entkommen, wieder unter das alte Joch der Sclaverey zurücktreiben wollte! Kakodämon erhielt diesen Auftrag, und er vollführte ihn, leider, mit dem größten Glücke. Er sammelte alle seine Truppen und zog den ausgewanderten Horden nach, setzte über den Raban-Fluß

mit großer Beschwerde und erreichte die Sichern. Konnten sie nicht wieder zurückgebracht werden, so wollte man sie wenigstens vernichten! Sie wurden überall umzingelt und mit der ihnen unbekannten Taktik der cultivirten Nationen angegriffen. Die Nomaden verkauften ihre Freyheit theuer und wehrten sich mit der größten Verzweiflung. Selbst die Weiber fochten mit einem unbeschreiblichen Heroismus und selbst die Kinder nahmen Theil an dem Gefechte. Aber der Kampf war zu ungleich und endigte sich mit einer gänzlichen Niederlage der unglücklichen Tanier. Ueber viertausend Menschen beyderley Geschlechts lagen todt auf dem

Schlachtfelde, das vor und unter ihren Zelten war. Die wilden Kaskier wütheten schrecklich mit ihren Schwerdtern und nahmen, als das Würgen vorüber war, viele unerwachsene Kinder mit sich.

Die andern Horden, die sich zerstreut hatten, wurden einzeln aufgerieben. Ein Theil derselben überlieferte seine Waffen und Heerden und versprach zurückzukehren. Allein nur eine kleine Anzahl erfüllte dieses Versprechen; die Meisten derselben fielen lieber durchs Schwerdt, oder entwichen in ganz ferne Gegenden, wo sie vor den Verfolgungen ihrer Zuchtmeister gesichert wa-

ren. Eine Menge schöner Weiber und Mädchen fielen den Siegern in die Hände, welche diese schöne Beute nach Verdienst zu schätzen wußten. Der Anführer machte zwar für seine Person wenig Gebrauch davon; allein er hatte gute Freunde, welche die ihnen gemachten Geschenke der Art mit Dank annahmen.

Daß der Sieger Belobungs-Decrete und Belohnungen von seiner Monarchin erhielt, versieht sich von selbst. Sie fing von dieser Zeit an, ihn als eine Stütze ihres Reichs zu betrachten, er wurde in die Residenz

zurückberufen und daselbst mit einer Auszeichnung behandelt, die noch nicht vielen seines Gleichen widerfahren war.

Neuntes Kapitel.

Freundschaft Pansalvins.

> Tum inter — — inita potentiae societas."
>
> *Vellejus* (2. 65.)

Während unser Held auf den errungenen Lorbeern ruhte, und sich auf das Erringen neuer vorbereitete, ging im bojarischen Reiche das Meteor auf, das

in kurzer Zeit mit seinem Glanze den ganzen politischen Horizont erfüllte, und selbst die Glanz-Sterne erster Größe verdunkelte. Unbemerkbar wie ein Fünkchen war sein Eintritt in die politische Himmels-Athmosphäre, aber das Fünkchen wuchs mit steigender Schnelligkeit zu einer leuchtenden Sonne heran, sein Umschwung war allgewaltig, sein Kreislauf unberechnet und unberechenbar. Dieses Meteor war niemand anders als der große Pansalvin, Fürst der Finsterniß, dessen Thaten den Lesern aus der Lebensgeschichte desselben bekannt seyn werden. Wer den Pansalvin gelesen hat — und wer sollte das nicht? — der kennt

auch die bewundernswürdige Schnellig- keit, mit welcher dieser Sohn des Glücks, sich aus der tiefsten Niedrig- keit, durch Mirandas Gunst und All- macht, bis zu einer Höhe emporarbei- tete, auf welcher ihn seine Feinde mit Zittern und Miranda zuletzt mit Ban- gigkeit erblickten, und auf welcher ihm endlich selbst schwindelnd zu werden an- fing.

Kakodämon konnte, wie so viele an- dere, dem Steigen dieses Glücks - Rit- ters und kühnen Abentheurers im Felde Amors und der Venus, unmöglich mit Gleichgültigkeit zusehen. Ihm, der seit so lange in dem unbezweifelten und,

wie er sich wohl gar schmeicheln mochte, einzigen Besitze der Gunst seiner Gebieterin gewesen war, konnte es unmöglich gleichgültig seyn, daß ein unbekannter Springinsfeld ihm in den Weg treten, ihn von der ersten Rolle verdrängen und zur zweyten verweisen, wohl gar ganz von seinem Platze vertreiben wollte. Sein Gefühl war dasselbe, das sich damals in der Brust so Manches, der ein Günstling seiner Monarchin gewesen oder noch war, so mächtig regte, das Gefühl des Unwillens, des Neides und der Rache.

Auch für Pansalvin konnte Kakodämon keine gleichgültige Person seyn.

Der Mann, der sich durch seine Kriegs-thaten so großen Ruhm erworben hatte, der mit den ersten Familien des Reichs in Verbindung stand, und — was mehr als alles dieses sagen wollte — der in dem anerkannten Gunst-Besitze der Monarchin war, mußte von ihm sorgfältig beobachtet und entweder für seine Plane gewonnen oder, wenn er sich nicht dazu verstehen wollte, in einen Zustand versetzt werden, wo von seiner Rache nicht viel zu fürchten war. So richteten also beyde ausgezeichnete Männer ihr Augenmerk auf einander und beobachten sich wechselseitig, was jeder für Schritte thun und zu welchen Maaßregeln er ihn veranlassen würde.

Indeß war Kakodämon vorsichtig genug, seine Beobachtungen, Erfahrungen und Urtheile über Pansalvin für sich allein zu behalten, und an allen den kleinen Hof-Intriguen, welche gegen den glücklichen Günstling angesponnen und ins Werk gesetzt wurden, nicht den geringsten Antheil zu nehmen. Er war zu klug, um sich aufs Ohngefähr hier bloßzustellen; er wollte erst sehen, was die Sache für einen Gang nehmen und welche Rolle der neue Günstling spielen werde. Es blieb ihm ja hinterher, wenn sich die Sache entschieden hätte, noch immer übrig, einen entscheidenden Schritt zu thun und dadurch vielleicht das Meiste zur Entscheidung,

für die eine oder andere Parthey, bey-zutragen. Wer hätte dem rauhen Krieger eine solche kalte, bedächtige und ausstudirte Ueberlegung, eine solche ausgesuchte Mäßigung zutrauen sollen? Wer hätte nicht glauben sollen, daß er sogleich gegen seinen Feind zu Felde ziehen und auf die Bollwerke, hinter welchen er sich, zu seinem Nachtheil, zu verschanzen anfing, Sturm laufen werde? Wer sieht nicht hierin einen offenbaren Beweis von Kakodämons Genie, das sich in jede Lage zu finden, und selbst aus der mißlichsten mit Vortheil zu ziehen weiß?

Diese beobachtende Neutralität, dieses sorgfältige Studium der Hof-Krisis rettete ihn, erhielt und vermehrte seinen Einfluß, während Andere, die weniger vorsichtig zu Werke gingen, gestürzt wurden. Das Beyspiel einiger angesehener Staatsmänner, die plötzlich das Ruder verlassen mußten, weil sie sich dem Einmischen Pansalvins in Staatsangelegenheiten zu rasch widersetzten; das Beyspiel einiger Günstlinge, die bisher am Hofe eine bedeutende Rolle gespielt hatten und unklug genug gewesen waren, Pansalvins Erscheinung für ein blos ephemerisches Hofphänomen zu halten, und die daher in Ungnade fielen und aus der Residenz

verwiesen wurden; das Beyspiel eines Derwin, dem es in seiner Anmaaßlichkeit ein leichtes Spiel schien, den schnell aufgewachsenen Pils, wie er seinen Rival verächtlich nannte, zu zertreten, und der selbst zertreten wurde — alle diese Beyspiele ließen unsern Helden nicht lange in Zweifel, welche Parthey er zu ergreifen habe. Verderben durfte er es wenigstens mit dem furchtbaren Pansalvin auf keinen Fall; ob es gleich auf der andern Seite auch nicht ganz rathsam war, sich ihm ganz hinzugeben, weil der Sturz desselben doch immer möglich, ja, nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge, sogar wahrscheinlich war. Indeß der Drang der

Gegen-

Gegenwart schien es ihm durchaus zu erfordern, daß er sich an ihn anschlösse und dadurch seinen Einfluß vergrößerte.

Dagegen mußte die Freundschaft und Ergebenheit Kakodämons dem mit großen Entwürfen schwangergehenden Pansalvin höchst erwünscht kommen. Er sah in ihm den Mann, der zur Ausführung großer Plane geschickt war; seine Parthey gewann an ihm mehr als an Funfzig andern. Hatte er ihn einmal in sein Interesse gezogen und sein Schicksal an das seinige geknüpft, so behielt er an ihm, wenn auch seine Angelegenheiten, wider Erwarten, eine

schiefe Wendung erhalten sollten, eine starke Vormauer, die den Stürmen der Zeit lange Trotz bieten konnte. Uebrigens hoffte er ihn schon in der gehörigen Abhängigkeit zu erhalten und ihm nie den Rang der ersten Rolle abtreten zu müssen. Wurde er ihm gefährlich, dann, meynte er, gäbe es schon Mittel, ihn unschädlich zu machen. Ueberhaupt traute er ihm mehr einen militärischen als einen politischen Einfluß zu. Er hielt ihn für zu sehr Krieger, als daß er in die Geheimnisse der Staatsintriguen und der Hofpolitik eingeweiht seyn sollte.

Da auf diese Weise beyde von gleichem Verlangen, sich einander zu nähern und sich mit einander enger zu verbinden, beseelt wurden, so konnte es nicht fehlen, daß nicht bald beyderseits einige Schritte dazu hätten geschehen sollen. Miranda sah dieser Annäherung mit dem größten Wohlgefallen zu, und sie unterließ nicht, jeden derselben einzeln auf die Vortheile einer engern Verbindung aufmerksam zu machen. Es bedurfte keines besondern Traktates und keiner besondern Convention und endlich keiner besondern Veranlassung, um sie ihren beyderseitigen Wünschen näher zu bringen; die Umstände selbst führten eine Menge Ver-

einigungspunkte herbey, und das Macht-Bündniß war geschlossen, noch ehe sie die Vergleichspunkte, die sich leicht von selbst gaben, förmlich abgeschlossen hatten.

Wenn die Triumvire in der römischen Republik sich zum Sturz der republikanischen Freyheit und der bestehenden Verfassung mit einander vereinigten, so gab gewöhnlich einer seine Freunde, welche gemeiniglich zugleich die Feinde des andern waren, der Rache seines Mit-Triumvirs Preis, und wenn, wie dies zuweilen der Fall zu seyn pflegte, unglücklicherweise, die Freunde des einen die Feinde des an-

dern oder dritten waren, so erfolgten, in Gemäßheit dieses Preisgebens, eine Menge Confiscationen, Proscriptionen und Verhaftsbefehle. Octavius trug kein Bedenken, seinen alten Freund und Vertheidiger Cicero der Rache des unversöhnlichen Antonius Preis zu geben, und dieser ließ es hinwiederum geschehen, daß seine nächsten Anverwandten als Landesverräther (ohne alle Schuld) bestraft wurden, so wie Lepidus sogar seinen eignen Bruder auf die Proscriptions-Liste setzte.

Auf eine ähnliche Weise vereinigten sich jetzt die beyden ausgezeichnetsten Männer des bojarischen Reichs, um

gemeinschaftlich gewisse mächtige Gegner zu stürzen. Auch hier wurde manche alte Freundschaft aufgegeben, und mancher Gönner verlor allen Einfluß durch den, der gerade dem Einflusse dieses Gönners seine Erhöhung zu verdanken hatte. Der Fürst Liparus und Graf Ribano waren auffallende Beweise hiervon. Beyde waren Männer von ausgezeichneten Verdiensten und beyden verdankte Kakodämon einen großen Theil seines Glücks. Allein sie waren erklärte Gegner Pansalvins und standen ihm bey der Ausführung seiner Plane im Wege. Sie mußten daher vom Hofe und von allem Einflusse entfernt werden; und Kakodämon hinderte dies

so wenig, daß er vielmehr zum Sturze derselben alles Mögliche beytrug.

Dafür war Pansalvin auch nicht undankbar und belohnte seine Dienste durch gleiche Gefälligkeiten und durch Beförderungen. Noch ehe der neue Krieg mit den Othoniern, von dem wir bald weiter reden werden, ausbrach, wurde unser Held zur Würde eines Generals en chef erhoben. Bald darauf begleitete er seinen mächtigen Protektor nach der Halbinsel Centaurea, wovon dieser Gouverneur geworden war, nachdem die bojarische Politik und Uebermacht sie ihrem Scepter unterworfen hatte. Die Reise Pansalvins glich

einem fortwährenden Triumphe. Da, wo er sich verweilte, würden glänzende Feste gegeben und noch nie wurde ein Monarch mit größerem Pomp empfangen als dieser Schooßjünger des Glücks, der durch Mirandas Arm allmächtig geworden war.

Miranda selbst besuchte ihren Günstling in seiner Provinz. Mit einem zahlreichen und glänzenden Hofstaate und von mehrern auswärtigen Ministern begleitet, reiste sie dahin ab, und Pansalvin und Kakodämon hatten überall, wo sie hinkam, Alles zu ihrem glänzenden Empfang vorbereitet. Letzterer commandirte das Corps, das zu ihrer

Bedeckung und Begleitung bestimmt war, und machte die gewöhnlichen Honneurs, wofür er denn reichlich beschenkt und von Tausenden beneidet wurde.

Nach der Zurückreise der Monarchin begleitete er seinen Protektor auf die Güter, die dieser an der podalischen Grenze gekauft hatte. Es herrschte zwischen beyden die größte Vertraulichkeit, und da sie hinwiederum das größte Vertrauen und die ausgezeichnetste Begünstigung von Miranda genossen, so war es kein Wunder, daß sie durch diese alle Plane, die sie entwarfen, durchsetzen konnten, und daß das ganze bojarische Reich ihren Namen mit der größ-

ten Ehrfurcht nannte. Noch während ihres dasigen Aufenthalts brach ein neuer Krieg mit den Othoniern aus, und rief beyde auf einen Schauplatz, wo sie ihre Talente auf eine bewundernswürdige Weise zu zeigen, Gelegenheit fanden. Kakodämon hatte sich schon längst wieder nach Krieg, der sein Element war, gesehnt, und er eilte daher an den ihm angewiesenen Posten mit eben der Sehnsucht, mit welcher ein feuriger Liebhaber dem Orte zufliegt, wo die Geliebte seines Herzens seiner harret. Dort werden wir ihn sogleich in wilden Schlachten wiederfinden.

Zehntes Kapitel.

Blutiger Kampf mit den Othoniern und Erstürmung der Festung Jspael.

— — — rubente
Dextera sacras iaculatus arces,
Terruit urbem;
Terruit gentes — —
Horat. (Od. I. 2.)

Nicht leicht wurde wohl ein Krieg mit mehr Erbitterung und thierischer Wild=heit geführt als der gegenwärtige, in

welchem Kakodämon die Hauptrolle spielte. Zwar führte er nicht das Obercommando über sämmtliche bojarische Truppen — dies hatte sich Pansalvin vorbehalten —; allein durch die vielen Siege, die er erfocht, durch die Festungen, die er erstürmte und durch die kühnen Manövres, die er mit eben soviel Schnelligkeit als Verschlagenheit ausführte, zog immer das Corps, welches er commandirte, die größte Aufmerksamkeit des Publikums auf sich, und die Soldaten wollten am liebsten unter Kakodämons Anführung fechten, weil sie dann des Siegs gewiß zu seyn glaubten.

Es würde zu weitläufig seyn, alle Vorfälle dieses denkwürdigen Krieges, wobey unser Held interessirt war, zu beschreiben; wir folgen ihm daher nur in die wichtigsten Begebenheiten.

Er war unter allen bojarischen Befehlshabern der erste, welcher mit den Othoniern in Aktion kam. Diese machten den ersten Angriff auf Trebia, einer befestigten Erdzunge auf dem Meere, welches die Halbinsel Centaurea umfließt. Kakodämon begab sich hieher, weil er Gefahr für diesen wichtigen Posten vermuthete, und ließ in aller Eile die Festungswerke verstärken, so gut es sich wollte thun lassen.

Die ganze Anzahl seiner Truppen belief sich nicht über tausend Mann; tausend Mann regulaire Cavallerie und vier Regimenter Kaskier wurden erst noch erwartet.

Aber ehe diese ankamen, landeten die Othonier ein Corps von sechstausend ausgesuchter Truppen und griffen mit der ihnen eigenthümlichen Wuth das kleine Häufchen an. Ihre Schiffe waren sogleich wieder in See gegangen und es blieb ihnen also nichts übrig als Sieg oder Todt. Jetzt entstand ein mörderisches Gefecht. Der Kanonendonner, mit welchem die Schlacht eröfnet wurde, schwieg von beyden Seiten fast gänzlich, weil die

Truppen einander zu nahe und gleichsam unter einander vermengt waren. Der Säbel und das Bajonnet entschieden alles. Das Niedermetzeln ward bald allgemein und überall sah man Verwundete und Todte unter einander liegen. Die Othonier rückten immer verstärkter und immer ungestümer gegen die Bojaren an, deren Stand immer gefährlicher wurde, und die die feindliche Uebermacht immer mehr nach dem Glacis der kleinen Festung hindrängte. Zuweilen gewannen sie zwar etwas Platz; allein sie wurden immer wieder geworfen und das Terrain, wo sie ihre Schlachtordnung halten, wurde immer mehr eingeengt.

So hatte das Gefecht vom Mittage an bis spät in die Nacht gedauert, und die Bojaren waren an dem, der feindlichen Uebermacht zu unterliegen, als auf einmal die erwartete Verstärkung von Cavallerie ankam und sogleich auf die Othonier einhieb. Jetzt bekam die bedrängte Infanterie Zeit, sich wieder zu erholen und nun nahm das Treffen eine andere Wendung. Der Feind wurde auf allen Punkten geworfen und nach der See zurückgetrieben. Allein hier kehrte er mit Wuth und Verzweiflung zurück und stürzte sich auf die ihn verfolgende Infanterie. Noch über eine halbe Stunde dauerte dieser mörderische Kampf. Allein die Othonier

waren

waren nun einmal in Verwirrung, zu ganzen Haufen wurden sie niedergemacht und nach der See gedrängt. Alle Versuche, die sie anwendeten noch zurückzukehren, als sie die Vordersten in der See ertrinken sahen, waren fruchtlos. Einige wollten sich durch Schwimmen nach einer benachbarten Festung retten; sie kamen aber um, wie die übrigen. Gegen Mitternacht war alles vorüber. Was von den Feinden nicht auf den Boden gestreckt war, das lag im Meere; nur eine kleine Anzahl rettete sich.

Von sechshundert Verwundeten, die in Gefangenschaft geriethen, sah keiner sein Vaterland wieder. Am andern

Morgen entdeckte man, daß die Feinde noch einzelne der Ihrigen, theils Todte, theils Verwundete von der Spitze der Erdzunge wegzuschaffen bemüht waren. Um dieses zu verhindern wurde ein Corps Kaslier abgeschickt, welches sie verhindern mußte. Das kleine Transportschiff, welches wegen dem Verfolgen der rachgierigen Kaslier überladen ward, ging vor ihren Augen unter.

Unter den bojarischen Truppen war fast nicht ein Mann ohne Wunde geblieben. Kakodämon verlor gleich anfangs sein Pferdt und wäre beynah von einem feindlichen Soldaten niedergehauen worden, wenn ihn nicht noch ein

treuer Kaskier gerettet hätte. In der Abenddämmerung bekam er einen Musquetenschuß durch den linken Arm. Es blutete stark, und kein Chirurgus war gegenwärtig, der ihn verbinden konnte. Ein Officier der Kaskier, von noch einigen Mann begleitet, wusch ihm die Wunde und das Hemd mit Seewasser, verband sie mit seinem Halstuch, und nachdem Kakodämon das Hemd umgewendet und den trocknen Aermel an den verwundeten Arm gebracht hatte, setzte er sich wieder zu Pferdte und ritt zu den übrigen. Nach Beendigung der Schlacht kam er sehr entkräftet in der Festung an. Er ließ sich sogleich seine Wunde ordentlich verbinden; es wurde

ihm etwas zu essen vorgesetzt; aber er war sehr schwach und fiel in Ohnmacht, aus welcher er sich erst gegen Anbruch des Tages wieder erholte.

Fürst Pansalvin zog bald darauf seine Armee zusammen, um die wichtige Festung Arsowak zu belagern. Lange und blutig war der Kampf um dieses Bollwerk des othonischen Reichs; endlich aber nahm sie Pansalvin durch Sturm ein, wobey 15000 Feinde ein Opfer der Wuth wurden. Unser Kakodämon hatte das Glück nicht, an diesem glorreichen Tage Theil zu nehmen und die Entbehrung dieses Ruhms schmerzte ihn mehr, als die

Halswunde, die er gleich zu Anfang der Belagerung erhalten hatte, und woran er zu Trebia hart darnieder lag. Kaum war er hier genesen, so gerieth sein Heldenleben schon wieder in Gefahr durch ein auffliegendes Pulvermagazin. Die Explosion war so heftig, daß fast alle Festungsgebäude beschädiget wurden. Er eilte bey dem fürchterlichen Getöse aus seinem Zimmer, ob er gleich noch schwach war, und wurde von einer Menge umherfliegender Splitter im Gesicht, auf der Brust und an dem linken Knie verwundet. Alle Personen, die mit ihm unter einem Dache gewohnt hatten, waren verwundet und vom Schrecken fast des Todes. Etwa

vierzig Jäger und zwey Officiere, welche durch ihre Unvorsichtigkeit die Entzündung veranlaßt hatten, waren mit in die Luft geflogen und entgingen der Verantwortung, die zum Theil den Commandanten des Platzes, der auch schwer verwundet war, traf.

Aus dieser Gefahr errettet und von seinen Wunden wieder hergestellt, erhielt er das Commando eines andern Corps, das in Vereinigung mit den astralischen Truppen die Othonier von einer andern Seite angreifen sollte. Astraliens Beherrscher Ismael II. hatte sich, als er die Miranda in Centaurea besuchte, von dieser leicht zu ei-

nem Kriege gegen ihren gemeinschaftlichen Feind bereden lassen. Rasch und voreilig, wie er in allen seinen Handlungen war, fing er auch sogleich nach seiner Zurückkunft den Feldzug in Person an, erlebte aber die Kränkung, daß seine sonst so tapfern und sieggewohnten Truppen gegen die Othonier das Feld nicht behaupten konnten. Seine Lage ward immer mißlicher und ein großes Glück für ihn war's, daß die Bojaren so glücklich gegen den gemeinschaftlichen Feind waren. Im zweyten Feldzuge kehrte auch das Waffenglück zu seinen Armeen zurück. Besonders erfocht der eben so menschenfreundliche als tapfere Prinz Caprara große Vortheile über

die Othonier, weil er seinen Feind gehörigermaßen studirte und eine ganz neue Taktik gegen ihn beobachtete. Durch diesen Feldherrn fing der Ruhm der astralischen Waffen, der beynah verdunkelt worden wäre, wieder zu steigen an.

Mit diesem Feldherrn sollte Kakodämon gemeinschaftlich agiren. Es war ein Glück für die Aliirten, daß Caprara von einem so menschenfreundlichen und nachgiebigen Charakter war; ein anderer Befehlshaber würde sich so leicht nicht mit dem heftigen und aufbrausenden Genie seines Collegen vertragen haben. Er widersprach ihm

aber nicht, wenn er eigensinnig auf irgend einer Chimäre bestand, und war schon zufrieden, wenn nur für die gemeinschaftliche Sache etwas gewonnen ward. Kakodämon wußte dagegen diese Nachgiebigkeit sehr zu schätzen und zog den ganzen Krieg hindurch mit seinem Caprara am liebsten zu Felde. Das gute Vernehmen zwischen beyden Feldherrn wurde kein einzigesmal unterbrochen und dies hatte die erwünschte Folge, daß auch die übrigen Generale, Officiere und gemeinen Soldaten der combinirten Armee mit Zutrauen und wechselseitiger Freundschaft neben einander dienten.

Die Felder von Faseoli und am Remo waren Zeugen des Siegs, den beyde combinirte Heere über den Feind erfochten. Die Schlacht am letzten Orte war eine der blutigsten und hartnäckigsten. Der erste General und Minister (welche Würden in einer Person vereiniget sind) des othonischen Reiches commandirte in eigner Person und über Hunderttausend der auserlesensten Truppen fochten an seiner Seite. Mit anbrechendem Tage fing das hitzigste Gefecht an und der Abend begrüßte die combinirten Generale als Sieger. Der Verlust der Othonier belief sich, ihrer eignen Aussage nach, auf Zwanzigtausend. Gefangene wurden nicht gemacht,

weil die Wuth des Siegers keinem das Leben ließ. Die hie und da zerstreuten Feinde, die sich zum Theil auf Bäume geflüchtet hatten, wurden überall aufgesucht und wie Raubvögel herabgeschossen. Das ganze feindliche Lager fiel ihnen in die Hände und gab ihnen eine Beute, dergleichen die bojarische und astralische Armee noch nie gemacht hatten.

Die Folgen dieses doppelten Siegs waren glänzend, sowohl für das Ganze als auch für unsern Kakodämon. Die Königin Miranda übersendete ihm nebst einem gnädigen Handschreiben den wichtigsten Orden ihres Reichs und ei-

nen mit Brillanten reich besetzten Degen, mit der Inschrift unter einem Lorbeerzweig:

„Dem Ueberwinder des othonischen Großgenerals.“

Zugleich wurde ihm wegen der gegen den Feind bewiesenen außerordentlichen Bravour der bedeutungsvolle Beyname: Kakodämon beygelegt, eine Benennung, unter welcher wir den Grafen bisher immer aufgeführt haben und auch ferner aufführen werden. Passender konnte wohl kein Beyname für ihn seyn. Er bezeichnet so ganz das Verhältniß, in welchem er gegen die

Feinde stand. Ein verderblicher, verheerender Gott — so lernten ihn die Othonier und Podalier, die Mauern von Ispael und Perga kennen. Ein schrecklicher mit Feuer und Schwerdt verheerender Gott! Auch der Beherrscher der Astralier dankte ihm auf das verbindlichste für den seiner Armee geleisteten Beystand und überschickte ihm zur Belohnung das Diplom eines astralischen Reichsgrafen; so daß sich unser Held von nun an: „Graf beyder Reiche“ unterzeichnen konnte.

Bald nach diesem glorreichen Siege standen beyde Feldherrn schon wieder in Schlachtordnung, um dem neuen

feindlichen Großgeneral noch ein entscheidendes Treffen zu liefern. Allein es kam nicht dazu, da wenige Tage zuvor Eilboten beym Prinzen Caprara eintrafen, welche ihm die Nachricht von dem zwischen Australien und den Othoniern geschlossenen Waffenstillstande überbrachten. Der König von Kanonenland, eifersüchtig auf die großen Fortschritte, welche sein gefürchteter Nachbar in diesem Kriege machte, entschloß sich, den bedrängten Othoniern beyzustehen, und seine Krieger standen schon an den Grenzen, um Australien im Rücken anzugreifen. Da auf diese Weise die Plane der Feldherrn vereitelt und ihre Vereinigung fruchtlos war,

so trennten sie sich wieder unter den traurigsten Gefühlen, daß ihnen die so nahe und schöne Gelegenheit, sich neue Lorbeere zu erwerben, durch unvorhergesehene politische Verhältnisse benommen wurde.

Fürst Pansalvin machte indeß ebenfalls glänzende Fortschritte, drang mit Riesenschritten vorwärts, nahm eine Festung nach der andern mit Sturm ein, und wies alle Friedensvorschläge stolz zurück. Unter solchen glücklichen Ereignissen nähertte sich dieser Feldzug seinem Ende und da die eintretende rauhe Jahrszeit keine weitern Operationen mehr zu verstatten schien, so

erhielten die Truppen Befehl, in die Winterquartiere zurückzukehren. Schon hatten sie den Rückmarsch angetreten, als Kakodämon ganz unvermuthet vom Fürsten Pansalvin den Befehl erhielt: nach der Festung Ispael aufzubrechen und sie, für welchen Preis es auch sey, einzunehmen.

Man denke, wie erwünscht ihm dieser Befehl kommen mußte! Wie er seinen Durst nach heroischen Thaten befriedigte! Die Othonier hatten ihn als einen tapfern, kühnen Feldherrn kennen gelernt und die Ueberlegenheit seiner Kraft gefühlt, jetzt sollten sie ihn als Kakodämon, als verderbenden,

todt-

todtbringenden Gott erfahren! In größter Eile ertheilte er seinen Truppen Befehl zum Aufbruch. Sein ganzes Heer bestand aus Acht und zwanzigtausend Mann, wovon die Hälfte Kastier waren. Diese Treuen und Tapfern waren immer die Gefährten seiner Siege. Wie auf Flügeln eilte er von seinem Standquartier aus an den Ort seiner Bestimmung und am zweyten Tage hatte er schon über zwanzig Meilen zurückgelegt und stand unter den Mauern von Ispael. Von hier aus schickte er einen Eilboten an Fürst Pansalvin, überreichte ihm seine entworfene Disposition und meldete ihm zugleich: „daß er sich lieber un-

ter den Trümmern von Ispael begraben lassen, als von der Einnahme zurückweichen würde."

Kakodämon ließ die Festung von seinen Truppen sogleich von allen Seiten, sowohl vom festen Lande als von der Wasser-Seite her, einschließen. Er machte Miene, als ob er eine regelmäßige Belagerung anfangen wollte, und ließ daher das wenige schwere Geschütz, welches er bey sich führte, aufpflanzen; dies geschah alles, um die Feinde sicher zu machen, da sie gar wohl von der Unmöglichkeit, mit einer solchen Armee und in dieser Jah-

reszeit (es war schon im Winter) eine Belagerung mit glücklichem Erfolg vorzunehmen, überzeugt seyn mußten. Den andern Tag schickte er dem Commandanten eine förmliche Aufforderung zur Uebergabe zu, welche dieser sogleich in einem sehr schwülstigen und großsprecherischen Tone beantwortete. „Er rathe den Bojaren, hieß es unter andern darin, in Rücksicht der späten und sehr schlechten Jahreszeit, wo sie Noth an allem leiden könnten und da die Besatzung an allem Ueberfluß habe, sogleich wieder abzuziehen.“ Zu dem Officier, der nochmals in die Festung geschickt ward, sagte er im hohen Tone: „Ehe würde die Dima in ihrem Laufe

stille stehen, oder der Himmel zur Erde sich neigen — als daß sich Ispael ergeben würde."

Doch Kakodämons Drohung ging besser in Erfüllung als der kühne Vorsatz des stolzen Friedländers *).

*) Der Herzog von Friedland, bekannter unter dem Namen Wallenstein, dieser große Held des dreyßigjährigen Kriegs, versicherte bey Belagerung der Stadt Stralsund, die eine verzweifelte Gegenwehr leistete. „Und wenn die Stadt mit Ketten an den Himmel geschmiedet wäre, so will ich sie erobern!" Aber zum erstenmal scheiterte der Stolz des allmächtigen Wallensteins und er erlebte die Demüthigung, unverrichteter Sache wieder abziehen zu müssen.

Er hatte, noch ehe der Sturm selbst begann, der Besatzung Sturm und unvermeidlichen Todt gedroht — aber im Vertrauen auf ihre Ueberzahl und ihre siebenfachen Bollwerke hielt sie das alles für lächerliche Prahlerey. Und in der That hätte man das Unternehmen dafür halten sollen. Die Festung Ispael hat einen Umfang von beynah einer Meile; sie hat 8 feste Bastionen, der Wall ist drey, zum Theil vier Faden hoch, und der Graben sechs bis sieben Faden tief. Die Wasserseite war stark mit Wällen und Batterien befestiget, welche ein horizontales Feuer geben. Die Besatzung, welche von sieben Fürsten befehliget wurde, bestand aus Drey und vierzig-

tausend Mann, wovon die Hälfte den Kern der othonischen Truppen ausmachten. Der Festungscommandant Odulos war ein im Kriege grau gewordener General, ein Mann, der zweymal die Würde eines Großgenerals ausgeschlagen hatte und in einem furchtbaren Ansehen stand. Ueberdies hatte der Beherrscher der Othonier den Befehl ergehen lassen; daß sich die Garnison auf keinen Fall ergeben sollte, und falls es geschehe, so wurde jedem Befehlshaber der Befehl gegeben, ohne weiteres Verhör demjenigen von der Besatzung den Kopf vor die Füße zu legen, der sich jenseits der Dima antreffen lassen würde. Von einer solchen Besatzung

war also die hartnäckigste Vertheidigung zu erwarten.

Kakodämon hielt einen Kriegsrath, worin der Sturm beschlossen wurde. Er hielt nicht nur hier, sondern auch an jedes einzelne Corps eine Rede voll Feuer und Nachdruck: „Ihr müßt nur wollen, sagte er unter andern, so kann den bojarischen Waffen Nichts in der Welt widerstehen. Der Feind ist stolz auf diese Feste, und hält es für eine Unmöglichkeit, daß sie ihm genommen werden könne. Auf denn, tapfere Bojaren, und zeigt ihm, daß Ihr das Unmögliche möglich machen könnt, auf, demüthiget den Stolz dieser barbarischen

Feinde! Schon zweymal war das bojarische Heer unter diesen Mauern, und jedesmal wich es zurück — jetzt, zum drittenmal, bleibt uns nichts anders übrig, als ruhmvoll zu siegen, oder zu sterben!"

Eben diesen Entschluß gab er auch dem Courier mit, den Fürst Pansalvin in diesem Augenblicke an ihn abschickte, und durch welchen er ihm die Nachricht überbringen ließ: „daß, wenn er seiner Sache nicht ganz gewiß sey, er lieber den Sturm nicht wagen sollte." Seine Antwort war: „Meine Disposition ist genommen. Zweymal war schon das bojarische Heer vor Ispael;

es würde eine Schande seyn, auch zum drittenmal unverrichteter Sache zurückzugehn." — Seine Truppen waren alle voll Muth und konnten den Augenblick des Sturms vor Begierde nicht erwarten.

Endlich kam er dieser sehnlich erwartete Augenblick. Gleich nach drey Uhr um Mitternacht stieg die erste Raquete, sich fertig zu halten zum Sturm; vier Uhr die zweyte, sich zu formiren; fünf Uhr die dritte, vorwärts zum Sturm — und die sechs Kolonnen zu Land und drey zu Wasser rückten sogleich gegen die Festung an. Einer Sonderbarkeit des Generals müssen wir

hierbey gedenken. Er sagte Abends zuvor in dem versammelten Kriegsrathe: „Um zwölf Uhr werde ich mich zu Bette legen und um zwey Uhr wieder aufstehen; dann bete ich eine Stunde, und wenn das vorbey ist, dann werde ich auf den Tisch in meinem Zimmer treten und dreymal wie ein Hahn krähen. Beym dritten Krähen wird das Signal zum Allarm gegeben." Und so erfolgte es auch wirklich. Er legte sich um zwölf Uhr nieder, stand um zwey Uhr wieder auf, betete dann eine Stunde. und krähte hierauf dreymal wie ein Hahn — und das Angriffszeichen erfolgte. Diese sonderbare Handlung Kakodämons gehört unter die unerklär-

baren Eigenheiten dieses Mannes. Vielleicht wollte er dadurch seinen Kriegern ein Symbol der Wachsamkeit seyn (denn das ist bekanntlich der Hahn) —? Vielleicht wollte er in den Augen seiner Halbwilden als eine Art von Zauberer erscheinen? Vielleicht — doch wozu die Vielleichts häufen, da sich hierin schlechterdings nichts Zuverlässiges bestimmen läßt?

Seine besten Generale leiteten die Angriffe auf den Seiten und auf der Fronte. Er selbst leitete das Ganze und hatte sich eine Stelle in der Mitte zwischen den Colonnen gewählt, von wo aus er Alles leichter übersehen, die

Rapporte einnehmen und die nöthigen Ordren geben konnte. Er hatte gehofft, daß sein Angriff den Feinden ganz unerwartet kommen sollte; allein hierin hatte er sich geirrt. Ein treuloser Kaskier, welcher den Abend vor dem Sturm zu den Feinden überging, hatte den ganzen Plan verrathen. Statt also die Othonier in sorgloser Sicherheit zu finden, standen sie unter den Waffen, um den tollkühnen Feind mit Gewalt abzutreiben. Mit einer beyspiellosen Unerschrockenheit näherten sich, unter dem fürchterlichsten Kartätschen-Feuer aus der Festung, die bojarischen Colonnen dem tiefen Graben, wo an einigen Stellen das Wasser so tief war,

daß es bis an die Schultern ging; sie warfen Faschinen ein, stiegen muthig hinab und setzten die Leitern an den Wall, der zum Theil so hoch war, daß zwey Leitern an einander gebunden werden mußten, wiewohl diese vier bis fünf Faden lang waren. Da dies an mehrern Orten der Geschwindigkeit wegen nicht geschehen konnte, so kletterten die Stürmenden, einer mit Hülfe des Andern, auf den Bajonetten, die in den Wall gespießt wurden, in die Höhe.

Die Hindernisse, mit welchen die kühnen Stürmer zu kämpfen hatten, übertreffen alle Beschreibung. Waren

sie nach tausend Gefahren oben auf dem Walle, so mußten sie jeden Fußtritt sich erkämpfen. Zwey Colonnen hatten den Wall bereits erstiegen, als sie auf einmal von der feindlichen Uebermacht wieder hinab in den Wallgraben geworfen wurden. In demselben Augenblicke eröffneten die Othonier das dazwischen befindliche Thor, thaten mit 8 — 10,000 Mann einen Ausfall mit großem Geschrey, und hieben wie wüthend von hinten ein. Selbst eine Menge Weiber waren unter ihnen mit dem Dolch in der Hand. Es entstand ein mörderisches Gemetzel von beyden Seiten. Endlich eilte Verstärkung herbey und machte sich mit dem Bajonnet Luft;

die bedrängten Kaskier erholten sich wieder und trieben den Feind zurück. Was sich nicht über die Brücke in die Stadt rettete, das wurde niedergesäbelt und in den Graben hinabgeworfen. Ein neuer Versuch, den Wall zu ersteigen, gelang besser, und der Posten wurde behauptet. Die andern Colonnen fanden bald mehr bald weniger Widerstand.

Man denke sich einen solchen Kampf noch in der Dunkelheit der Nacht, wo die beyderseitigen Truppen sich durch weiter nichts als das Kriegsgeschrey unterscheiden konnten! Als es anfing zu tagen, hatte sich der Sieg schon auf

die Seite der Stürmenden gewendet, und um acht Uhr waren sie Meister aller Festungswerke auf der Land- und Wasserseite. Der Stum war nun zu Ende; aber nun fing ein nicht minder mörderischer Kampf innerhalb der Stadt auf den Straßen und Marktplätzen an. Von allen Seiten drängte man sich hieher; so viel einzelne Partheyen, so viel kleine Gefechte und Schlachten. Die Othonier thaten in den engen Straßen und aus den Häusern den hartnäckigsten und verzweifeltsten Widerstand; auch waren noch mehrere steinerne Thürme und gewölbte Häuser zu erobern, in welchen sich zahlreiche Corps mit Kanonen, Flinten, Säbeln und

Dol=

Dolchen bis auf den letzten Mann ver-
theidigten.

An einem solchen Orte befand sich auch der eben so tapfere als unglückliche Commandant Odulos. Nachdem seine tapfern Vertheidiger an seiner Seite fechtend gefallen waren, gerieth er nebst dem kleinen noch übriggebliebenen Häufchen in feindliche Gefangenschaft. Ein raubgieriger Bojar wollte ihm den kostbaren Dolch, den er im Gürtel trug, abnehmen. Um dies zu verhindern zog einer seiner Begleiter den Säbel, und traf damit, statt des Thäters, den feindlichen Anführer ins Gesicht. Hierauf stürzten sich sogleich die in Wuth gesetz-

ten Bojaren auf diesen Rest und durchbohrten die mehresten, unter welchen auch der tapfere Odulos war, ein Mann, der eines bessern Schicksals werth gewesen wäre. Kakodämon selbst bedauerte seinen Verlust.

Erst am Abend dieses schrecklichen Tages waren die Stürmenden völlig Sieger und Herren von Ispael, durch den blutigsten Sturm, der seit vielen Jahrhunderten seines Gleichen nicht hatte. Wüthend war die Gegenwehr so vieler Tausend Othonier; selbst Weiber mit Dolchen und andern Waffen warfen sich wie Furien, auf die Soldaten. Als Held ging jeder boja-

rische Anführer der Gefahr entgegen, mit Löwenmuth focht jeder gemeine Soldat. Unbesorgt wegen der Gefahr kämpften sie über zehn Stunden lang, ununterbrochen den Feind angreifend, oder von seinen Schaaren umringt. Ihr Arm ward nicht müde, ihre Unerschrockenheit durch nichts erschüttert. Zehn Stunden früher waren sie noch in voller Ungewißheit wegen des Erfolgs — jetzt dessen gewiß; das Blut derer, die noch kurz vorher das Schwerdt gegen sie zuckten, floß stromweise zu ihren Füßen. Straßen und große Plätze waren von den Leichnamen ihrer Feinde gesperrt. Gleich folgsam als muthig eilten die feurigen Rotten jedem Führer

nach, der ihnen voranging; da sie am Ende des Kampfes zerstreut fochten, und manches Bataillon die Hälfte seiner Officiere verlohren hatte, wurden oft Grenadiers und Kaskier von Musquetier- und Jägerofficieren angeführt.

Das kleine Feuer dauerte noch die ganze Nacht hindurch, selbst bis zum folgenden Morgen, weil noch viele Othonier zerstreut in den Tempeln, Häusern, Kellern und Scheuern lagen. Die meisten derselben wurden niedergemacht. Die Straßen wurden von denen, die sich einzeln verlaufen hatten, völlig gereiniget. Zahlreiche Cavalleriepiquets

zogen umher und hieben während dem Zuge eine große Menge Othonier nieder, die sich noch blicken ließen und wüthend Widerstand thun wollten. Die Reiter sprangen von den Pferdten herab und suchten mit dem Säbel in der Hand die Versteckten auf.

Kakodämon hatte den Soldaten, um ihren Muth zu befeuern, eine Plünderung von dreymal vier und zwanzig Stunden versprochen. Diese nahm nun mit allen Greuelscenen ihren Anfang. Die Feder vermag es nicht alle die Greuel- und Jammerscenen, die sich hier ereigneten, zu schildern. In alle Häuser

drang der übermüthige und raubgierige Sieger ein. Alles, was er darin fand und was seine Lüste reitzte, wurde seine Beute. Auch hier hörte das Blutvergießen noch nicht auf. Viele Hausväter widersetzten sich den Räubern und wollten lieber ihr Leben als ihre Haabe verlieren. Weiber und Mädchen, ohne Unterschied des Alters und Standes mußten sich dem Willen der Sieger preißgeben und konnten sich glücklich schätzen, wenn sie ihr Leben noch erhielten. Viele verloren es, weil sie standhaft genug waren, sich den Mördern ihrer Männer, Väter und Brüder nicht hingeben zu wollen. Viele fanden ihren Todt auch dann noch, nach-

dem sie sich hatten auf eine brutale Weise mißhandeln lassen. Die Kaskier zeichneten sich vor allen durch Grausamkeit aus; nicht der zitternde Greis, nicht der Säugling an der Brust seiner Mutter wurde verschont!

Kakodämon selbst hatte sich während des Sturms vor der Stadt aufgehalten und kam erst dann in dieselbe, als sie völlig im Besitz der bojarischen Armee war. Er stattete seinen Kriegern die ihnen gebührende Danksagung ab, hielt einen feyerlichen Dank-Gottesdienst und trug Sorge dafür, daß diese glänzende Unternehmung so ausführlich, als möglich, an Pansalvin

und an den Hof seiner Königin berichtet wurde.

Von der ganzen Besatzung rettete sich nur ein Mann, welcher durch die Dima schwamm und dem Groß-General die erste Nachricht von der Einnahme der Festung überbrachte. Drey und dreysigtausend Mann waren auf dem Kampfplatze geblieben; nur ungefähr zehntausend kamen in Gefangenschaft, so wie auch über sechstausend Weiber und Mädchen, wovon die Offiziers und Kaskier die schönsten für sich behielten. Unter den Todten befanden sich sechs Fürsten, der Commandant und eine große Menge vornehmer Gene-

rale und anderer ausgezeichneter Personen.

Die Beute war beynah unermeßlich. Man schätzte den ganzen in Ispael gefundenen Reichthum über zwölf Millionen Thaler. Kakodämon behielt von allen gar nichts für sich, nicht einmal ein Pferdt; er begnügte sich mit dem Ruhm: Ueberwinder von Ispael zu seyn. Dagegen nahm er desto größern Antheil an den Freudenfesten, welche einige der vornehmsten Generale seiner Armee gaben. Acht Tage nach der Einnahme kehrte er mit dem größten Theil der Armee wieder zurück, nachdem er eine starke Besatzung zurück gelassen hatte.

Die Nachricht von dieser glänzenden Eroberung verbreitete sich wie auf Flügeln durch ganz Europa, und Kakodämon ward in allen Zungen als der kühnste Held seines Zeitalters bewundert. Miranda konnte nicht Worte genug finden, um ihm ihren Dank für seine Verdienste auszudrücken. Sie ließ auf die Eroberung Ispaels goldne und silberne Medaillen prägen, um so den Ruhm Kakodämons noch mehr zu verewigen.

Eilftes Kapitel.

Eine Zwischen-Scene.

„Tu, ne crede fallaci aulae aurae!“

Petron.

Wir haben schon mehrmals des freundschaftlichen Verhältnisses gedacht, in welchem Kakodämon mit dem mächtigen Fürsten Pansalvin stand, und wir haben die Ursachen, aus welchen sich

diese beyden Helden des Jahrhunderts näher aneinander anschlossen, oben entwickelt. Zugleich bemerkten wir, wie vorsichtig Kakodämon bey dieser Verbindung zu Werke ging und wie er nie aufhörte, die Unternehmungen Pansalvins mit scharfem Auge zu beobachten. Während dieser sich seiner als Mittel bediente, vergaß Kakodämon nicht, daß er auch Zweck sey, und wenn er sich als das erste brauchen ließ, so that er es in keiner andern Absicht, als um den letzten desto sicherer zu erreichen.

Pansalvins Entwürfe wurden immer kühner, seine Anmaßungen immer gebieterischer, seine Forderungen immer

größer. Selbst Miranda fing an seinetwegen besorgt zu werden, und ob sie gleich ihre Besorgnisse unserm Helden noch nicht entdeckt hatte, so konnte sie dieser doch leicht errathen. Auch er fing an, für seine Person besorgt zu werden, und auf Mittel zu denken, und denken zu lassen, wie er sich Pansalvins Bothmäßigkeit entziehen und ihn vielleicht stürzen könne. Das Detail hiervon wird aus folgender Unterredung zwischen ihm und seinem treuen Ibetius, der ihn bey allen seinen Siegen begleitet hatte, deutlicher erhellen.

Kakodämon. Das ist einmal wieder eine von Pansalvins unerträglichen Anmaßungen. Nein wahrlich, Iberius, länger ist's nicht auszuhalten!

Iberius. Soviel ich einsehe, Herr General, werden Sie's entweder noch lange aushalten müssen, oder der Zeitpunkt ist gekommen, wo Pansalvin gestürzt wird.

Kakodämon. Gestürzt? O wer wollte sich an diesen Macht-Coloß wagen? Er ist übermächtig geworden.

Iberius. Eben deswegen wird er entweder bald stürzen; oder allmächtig werden.

Kakodämon. Das Letztere fürcht' ich; schon ist er's geworden.

Iberius. O nein, das ist er noch nicht ganz; aber er strebt mit aller Kraft darnach, und er wird seine Absicht erreichen, wenn er nicht bald vom Schauplatz entfernt wird.

Kakodämon. Da mir das Letztere nicht wahrscheinlich ist, so fürchte ich das Erste. Es war zwar eine Zeit,

wo ich's nicht fürchtete, wo ich ihm selbst zu seinen Planen hülfreich die Hand bot. Aber jetzt, wo er auch gegen mich den Despoten zu machen anfängt, wo ich keinen Ausweg mehr sehe, als mich ihm unbedingt hinzugeben — jetzt ist mir's ein göttlicher Gedanke, mir seinen Sturz vorzustellen. Aber das sind blos fromme Wünsche! Miranda ist völlig in seiner Gewalt; sie ist das Werkzeug seines Willens. Sie muß ganz verblendet seyn, und die Gefahr, mit welcher sie von diesem gebieterischen Günstlig bedroht wird, gar nicht ahnden.

Iberius. So scheint es allerdings, mein Gebieter. Und doch habe ich zu ihrem Alles durchdringendem Verstande das Zutrauen, daß sie Pansalvins schreckliche Plane errathen und vereiteln wird. Dies Weib ist über ihr Geschlecht viel zu erhaben, als daß sie sich von der gewöhnlichen weiblichen Schwäche besiegen lassen sollte. In einzelnen Momenten erscheint sie zwar als Weib; aber im Ganzen handelt sie mit einer Festigkeit und Energie, wie nur Wenige unsers Geschlechts zu handeln pflegen. O ich müßte mich sehr irren, wenn ich nicht in ihren Blicken etwas lesen sollte, was nur eine wichtige Veränderung anzukündigen scheint.

Kakodämon. Das kann wohl seyn. Wie aber, wenn diese Veränderung darin bestände, daß sie dem Pansalvin ihre Hand giebt und den Thron öffentlich mit ihm theilt?

Iberius. Wollte Gott ich könnte mit Gewißheit sagen: Nein! Aber höchst wahrscheinlich ist es mir, daß das Miranda nicht thun wird. Sie ist viel zu sehr Selbstherrscherin, als daß sie das Scepter, das sie so lange schon regierte, aus der Hand geben und den Thron, auf welchem sie sich mit bewundernswürdiger Herrscherkraft behauptete, mit einem Andern theilen sollte. Sie hat zu lange die erste Rol-

le gespielt, als das sie es ertragen sollte, um mit der zweyten vorlieb zu nehmen. Entweder hört Miranda auf, Miranda zu seyn, oder sie opfert den kühnen Günstling auf.

Kakodämon. Du weißt die Sache sehr wahrscheinlich zu machen, Iberius. Wenn's auch nur Hypothesen sind, die der Verstand für weiter nichts erkennt, so sind sie doch von der Art, daß das Herz sie so gewiß glaubt, als ob es Geschichtswahrheiten wären. Ich bin sehr begierig, was Miranda von mir will. Eine Sache von Bedeutung muß es seyn, denn sonst würde sie mich nicht so eilig hieher berufen

haben. Vielleicht hat sich Pansalvin über mich beklagt und auf meine Entfernung gedrungen; vielleicht soll mir diese angekündiget werden.

Iberius. Sehr leicht möglich, daß sich Pansalvin über Sie beklagte; aber höchst unwahrscheinlich, daß Sie deshalb entfernt werden sollten. Wäre dies ihre Absicht, wahrlich sie hätte Sie nicht hieher berufen. In diesem Umstande liegt etwas, was meine Vermuthung sehr bestätiget. Herr Graf, Miranda hat in dieser Angelegenheit ein größeres Vertrauen in Sie gesetzt, als Sie selbst glauben mögen. Durch Sie

soll der fürchterlich gewordene Günstling gestürzt werden.

Kakodämon. Hoffe nicht zuviel, Iberius! In einigen Stunden werde ich Dir bestimmtere Auskunft über mein Schicksal geben können.

Kakodämon hatte hierauf eine lange Unterredung mit der Königin. Die Relation davon befindet sich in folgender Unterredung.

Iberius. Nun, mein Gebieter, ist Ihr Schicksal enthüllt? Habe ich mich in meinen Vermuthungen getäuscht?

Kakodämon. Ich kann Deine Fragen weder mit Ja, noch mit Nein beantworten. Ich bin noch in derselben Ungewißheit, in welcher ich mich vorhin befand, ja diese ist durch das räthselhafte Betragen Mirandas nur noch vermehrt worden.

Iberius. Wie so? Darf ich Sie um die Mittheilung des Vorgangs bitten?

Kakodämon. Für Dich hab' ich kein Geheimniß; und das gegenwärtige scheint mir nicht einmal von großer Wichtigkeit zu seyn. Also: Die Königin empfing mich mit der Gnade

und Grazie, die ihr so sehr zu Gebote stehen, machte mir die größten Lobsprüche wegen meiner Tapferkeit und Klugheit und trug mir dann das Obercommando über alle Truppen auf, die an der suevenländischen Grenze versammlet werden.

Iberius. Das Obercommando über diese Truppen? Wirklich, Herr General?

Kakodämon. Ja. Sie setzte noch hinzu, daß ein solcher Feldherr, wie ich sey, ganz freye Hand in seinen Operationen haben und nicht von den Befehlen eines Andern abhängen müs-

se. In jener Gegend, meynte sie überdies, bedürfe sie eines thätigen und entschlossenen Befehlshabers, da dort bisher die Operationen so schläfrig betrieben worden wären. Auch wäre ich ihr mehr zur Hand, wenn sie etwa meines besondern Beystandes bedürfen sollte.

Iberius. Und das nennen Sie noch Ungewißheit?

Kakodämon. Ich sehe doch aber wahrlich nicht viel Licht und Deutlichkeit in diesen Aeußerungen.

Iberius. Ich aber sehr viel, Herr Graf! Daß Miranda Sie dem

Oberbefehl Pansalvins entzieht und Ihnen ein eignes von seinem Einflusse ganz abgesondertes Commando überträgt, ist ein sehr wichtiger Schritt, den sie mit kluger Ueberlegung gethan hat. Glauben sie wohl, daß der herrschsüchtige Pansalvin gleichgültig dabey seyn wird, wenn er erfährt, daß Sie, den er zu fürchten anfängt, seiner Aufsicht entnommen sind?

Kakodämon. Gleichgültig wird's ihm freylich nicht seyn; aber ich fürchte nicht nur, daß gerade diese Veranlassung ihn zu bedenklichen Schritten verleiten möchte.

Iberius. Wohl möglich; aber sollte wohl Miranda diesen Fall nicht auch bedacht, und sollte ihr schöpferisches Genie nicht auch hier schon Rath geschaft haben? Sagte sie denn gar nichts von Pansalvin?

Kakodämon. O ja, sie sprach oft von ihm; aber das war mir eben so räthselhaft.

Iberius. Zum Beyspiel?

Kakodämon. Sie sagte, zum Beyspiel: „Ihre Entfernung wird dem Fürsten Pansalvin freylich unangenehm seyn, da er an Ihnen einen so wichti-

gen Mann und den Stolz seines Heeres verliert; allein ich kann ihm nicht helfen, und wenn er auch noch so unwillig darüber werden sollte."

Iberius. Das ist zu sehr deutlich. Er soll vielleicht darüber unwillig werden.

—

Kakodämon. Sie ließ dann auch noch eins und das andere über mein bisheriges Verhältniß mit ihm fallen. „Es war mir lieb, sagte sie unter andern, daß Sie mit ihm einverstanden waren; ich selbst begünstigte Ihre Freundschaft, und ich war immer besorgt, daß Ihnen die Herrschsucht,

die er zuweilen und besonders zuletzt gegen Andere blicken ließ, unerträglich seyn möchte. Freylich haben sich jetzt die Umstände etwas geändert. Er hat sich bey mir sogar über Sie in etwas beschwert — doch das wird nichts zu bedeuten haben; ich werde ihn schon zu bedeuten wissen. Sie können sich auf meinen Schutz gänzlich verlassen — und ich rechne auf Ihre Ergebenheit!"

Iberius. Himmel, das ist ja deutlich genug!

Kakodämon. Aber sie sprach ja doch davon, daß ihr mein Ein-

verständniß mit ihm angenehm gewesen sey.

Iberius. Gewesen sey? Fühlen Sie nicht diesen mächtigen Unterschied zwischen der vergangenen und gegenwärtigen Zeit?

Kakodämon. Richtig! Aber wenn sie das alles nur so gesagt hätte, um mich auszulocken? Wenn sie Pansalvin völlig wider mich eingenommen hätte? Ich weiß selbst nicht, wie zweydeutig mir ihr Betragen vorkam; so räthselhaft schien sie mir noch niemals zu seyn, als heute.

Iberius. Das ist ganz natürlich, da sie noch nicht gewiß davon überzeugt ist, wie Sie in Ansehung des Fürsten gesinnt sind. Geben Sie ihr den Beweiß hiervon, so wird sie sich schon bestimmter erklären. Daß Ihnen keine Falle gelegt ist, beweißt, dünkt mich, der Umstand sehr deutlich, daß Sie das freye und vom Fürsten ganz unabhängige Commando einer zahlreichen Armee erhalten.

Kakodämon. Du hast Recht, Iberius. Sie hat die Absicht, den Fürsten zu stürzen, und sie will sich dabey meiner Hülfe bedienen, oder

will wenigstens im Nothfall meines Beystandes versichert seyn. Bravo!

Iberius. So ist es, Herr General. Wir werden nächstens mehr Aufschluß hierüber erhalten.

Iberius hatte richtig geahndet. Miranda wollte sich der Ergebenheit Kakodämons versichern, um sich im Nothfall seines Arms gegen den Fürsten, der aus seinen verderblichen Entwürfen kein Geheimniß mehr machte, zu bedienen. Sie erfuhr nun, daß er den Untergang Pansalvins lebhaft wünschte, und daß er zum Sturze des-

selben alle seine Kräfte aufbieten würde. Er erhielt hierauf von ihr die gehörigen Aufschlüsse und Instruktionen. Der Friede mit Suevenland wurde, ohne den Fürsten darum zu fragen, in aller Eile abgeschlossen; aber Kakodämon behielt das Commando der in diesem Kriege fechtenden Armee bey und kam nach Piranoburg zur Ausführung des geheimen Plans. Iberius spielte dabey die Hauptrolle und reißte, mit geheimen Aufträgen, zu der Armee ab, die Pansalvin commandirte. Dieser war eben im Begriff, ganz für sich allein einen besondern Frieden mit den Othoniern abzuschließen; als er ganz unerwartet vom Tode in seinen Unter-

neh-

nehmungen gehemmt wurde. Sein plötzlicher Todt konnte keinem Menschen ein Räthsel seyn, der mit den Conjunkturen am Hofe der Miranda bekannt war. Iberius erhielt große Belohnungen und Kakodämon ging als Gouverneur in die nämlichen Provinzen ab, die Pansalvin schon als sein Reich zu betrachten gewohnt war.

So war also unser Held von einem Rival befreyt, der ihm zwar anfangs durch seine Freundschaft nützlich wurde, der ihn aber zuletzt gewiß gestürzt haben würde, wenn man ihm nicht zuvorgekommen wäre. Ob-

ne den guten Rath des treuen Iberius würde sich unser Held wahrscheinlich nicht so glücklich durch die gefährlichen Klippen der Politik und Hofcabale hindurch gearbeitet und zum erwünschten Ziele hinübergeschwungen haben. Dieser weltkluge Mann war, wie man zu sagen pflegt, in allen Stücken seine rechte Hand und besaß das Zutrauen seines Principals in einem so hohen Grade, daß er nichts unternahm, ohne ihn vorher um Rath gefragt zu haben. Es war daher ein unersetzlicher Verlust für ihn, daß ihm dieser Iberius nicht lange darauf durch ein hitziges Fieber entrissen wurde. Er war untröstlich

über diesen Verlust und noch jetzt wünscht er sich oft seinen lieben Iberius zurück, wenn er sich in irgend einer Verlegenheit befindet.

Zwölftes Kapitel.

Die Freyheitsliebenden Podalier werden durch bojarische Bajonnette unterjocht. Mörderische Schlachten, und Sturm von Perga.

Fuimus Troes! Fuit Ilium!

Virgil. (Aen. II.)

Schon oben haben wir einmal des unglücklichen podalischen Reiches erwähnt. Nachdem es sich, durch innerliche Unru-

hen zerrüttet und durch die Gewalt der feindlichen Waffen geschwächt, die Theilung hatte gefallen lassen müssen; welche die gegen dasselbe verbündeten Mächte vorzunehmen für gut gefunden hatten, hörte in dem Ueberreste desselben der Faktionsgeist nicht zu wüthen auf. Und weit entfernt, daß die benachbarten Mächte zur Dämpfung desselben hätten behülflich seyn sollen, waren sie es vielmehr, die das Feuer der Zwietracht und des Partheygeistes unterhielten und ihm immer neue Nahrung verschafften. Endlich vereinigte sich der bessere Theil der Nation zu einem Bündnisse, das keine andere Absicht hatte, als dem Vaterlande die so lange entbehrte Ruhe und

das fast ganz verlorne Ansehen wieder zu verschaffen. Der König sollte mehr Macht bekommen, der Adel eingeschränkt und der Bürger- und Bauernstand in die Rechte wieder eingesetzt werden, die man ihm so lange unrechtmäßigerweise entzogen hatte. Die ganze Nation billigte mit einer Stimme diese Staatsreform und versprach sich davon die besten Wirkungen. Nur hie und da suchten einzelne von den auswärtigen Mächten besoldete Ruhestörer den Geist des Mißtrauens und der Harmonie zu stören — und, leider, gelang es ihnen nur allzusehr.

Unter allen auswärtigen Feinden war für Podalien keiner gefährlicher als Miranda. Vom Anfang ihrer Regierung an, hatte sie gegen diese Nation einen unbesiegbaren Widerwillen gefaßt und ihr ganzes Bestreben war offenbar dahin gerichtet, diese ihr verhaßte Nation an den Rand des Verderbens zu bringen und gänzlich zu Grunde zu richten. Podaliens König, ein Mensch von gutmüthigem Charakter und einigen Talenten, die ihn als Privatmann beliebt machten, besaß auch nicht eine einzige zum Regenten qualificirende Eigenschaft. Am allerwenigsten taugte er als Regent eines solchen Reichs, das vor tausend andern einen

thätigen, kraftvollen und festen Beherrscher erforderte. Er war im eigentlichsten Sinne des Worts Mirandas Geschöpf und wagte es als solches nicht, sich gegen den Schöpfer aufzulehnen. Daher kam es denn, daß er beständig unter bojarischen Einflusse stand und immer von dem Interesse dieses Reichs geleitet wurde. Dieser Mann war es eigentlich, der als Mirandas Werkzeug, sein Vaterland, das sich so große Hoffnungen von ihm machte, zu Grunde richtete.

Miranda war über diesen National-Verein der Podalier äußerst aufgebracht, und wendete alle Künste der Po-

litik an, um die benachbarten Mächte gegen dieses Reich zu bewaffnen. Astralien, das seit undenklicher Zeit mit dem bojarischen Reiche in Verbindung stand und seines Beystandes besonders gegen die Othonier bedurfte, war leicht dazu zu bereden, zumal da die Vortheile, die ihm versprochen wurden, so anlockend waren. Ungleich mehr Mühe kostete es in Ansehung Kanonenlandes, welches immer als ein natürlicher Aliirter von Podalien betrachtet wurde, und es bisher auch gewesen war. Die Podalier rechneten auch ganz auf seinen Schutz und trauten den feyerlichen Versprechungen, die es bey so vielen Gelegenheiten und noch

ganz kürzlich gegeben hatte. Ach, die guten Podalier waren viel zu bieder und leichtgläubig! Alfreds II. Nachfolger Saul der Dicke befolgte die Grundsätze einer verkehrten Politik, und ließ sich durch die Schmeicheleyen Mirandas und durch die Rathschläge seiner erkauften Minister zu einem Bündnisse gegen seinen Nachbar verleiten, der in der Folge die Schutzwehr seiner Staaten und der treueste Bundesgenosse werden konnte. Die Hoffnung, einige schöne Provinzen zu bekommen, verblendete ihn in Ansehung der Vortheile, die er von dem Nichtbesitz derselben gehabt haben würde.

Doch wir können hier nicht das Detail der podalischen Unruhen schildern, weil wir nicht die Geschichte derselben, sondern blos den Antheil beschreiben können, den unser Held an denselben nahm. Wir müssen daher alle die Begebenheiten, welche auf das Innere der podalischen Revolution selbst, und auf die Kriegsgeschichte der mit Bojarien vereinigten Mächte Beziehung haben, als bekannt voraussetzen.

Die bojarischen Truppen hatten ganz Podalien besetzt und verfuhren hier mit der größten Willkühr. Die Reichsversammlung zu Sarnau mußte unter dem Schutze von 800 bojari-

schen Grenadieren gehalten werden; äusserte irgend ein Mitglied zu freye Grundsätze, so ward es sogleich arretirt. In Wirsa lagen über 8000 Mann. Endlich erwachte der allgemeine Unwille über diese Bedrückungen. Die Contre-Revolution brach in Wirsa mit voller Wuth aus; man fiel über die bojarischen Truppen her, und mordete sie ohne Schonung. Nur ein kleiner Rest derselben entkam. In wenig Tagen war ganz Podalien von feindlichen Truppen befreyt. Alles schien den Podaliern glücklich zu gehen.

Als aber Saul der Dicke, der in diesem Kriege Lorbeern einärndten

wollte und daher dem Feldzuge in Podalien in Person beywohnte, die unwirksame Belagerung der Stadt Wiusa aufheben und sich mit beträchtlichem Verluste wieder nach seinen Grenzen zurückziehen mußte — und als auch die bojarischen Befehlshaber, welche in Verbindung mit ihm agirt hatten, sich in ihre alten Positionen zurückziehen mußten, und als die siegreiche podalische Armee unter Anführung ihres tapfern Feldherrn Kosefo wie ein unaufhaltsamer Strohm immer weiter um sich griff — da nahm Miranda abermals zu dem Feldherrn ihre Zuflucht, der schon einmal die Podalier in mehrern Feldzügen besiegt und seitdem das

Schrecken der Othonier gewesen wär —
da nahm sie, sagen wir, ihre Zuflucht
zu Kakodämon. Dieser sollte nun
als ein schrecklicher, furchtbarer Gott
die podalische Macht in Furcht und Zittern setzen; der furchtbare Ruhm seiner
Waffen, sollte die Feinde muthlos machen, und Perga und Wirsa sollten
das Schicksal von Ispael erfahren.

Er befand sich seit zwey Jahren in
seiner Provinz, die er seit Pansalvins
Sturz zur Belohnung erhalten hatte,
als ihm Miranda den Auftrag gab, mit
einer zahlreichen Armee in Podalien
einzudringen und dieses Reich zu er-

obern. So wie er den Befehl erhielt, war er auch sogleich zum Aufbruch fertig, und in Zeit von 8 Tagen traf er schon an der feindlichen Grenze ein. Der Marsch dahin war einer der beschwerlichsten, da die Wege sehr schlecht und der Schnelligkeit wegen die Magazine noch nicht angelegt waren. Der Anführer nahm aber, um seinen Officieren und Soldaten ein gutes Beyspiel zu geben, an allen Beschwerlichkeiten der Reise Theil. Bis zu seinem Einzuge in Wirsa kam er fast nie vom Pferdte und bediente sich nicht einmal eines Fuhrwerks. Die treuen Kaskier waren auch hier seine beständigen Begleiter. Er selbst bediente sich ihrer

Pferdte und ritt oft viele Meilen weit recognosciren blos in Begleitung eines einzigen Kaskiers. Oft blieb er in dem Lager der Kaskier, welches gewöhnlich auf den Vorposten war, besprach sich mit diesen Leuten, nannte sie: „Brüderchen!“ und ruhte auf Stroh bey ihrem Wachtfeuer aus. Es läßt sich leicht denken, daß ein solches Betragen ihm die Liebe und Ergebenheit der ganzen Armee bis zu einem gewissen Enthusiasmus verschaffen mußte.

Kakodämon konnte nicht lange im Felde seyn, ohne den Feind anzugreifen, da es seine Sitte nicht ist, blos zu observiren, sich blos auf die Defensive ein-

einzuschränken und durch Märsche und Contre-Märsche die Truppen zu ermüden. Sein Losungswort ist: „Vorwärts und angegriffen!" Diesem Grundsatze verdankt er seine Siege und den Ruhm, den Krieg schnell zu beendigen. Die Podalier hatten ein Corps von 17,000 unter Anführung eines ihrer tapfersten Generale in der Nähe des Klosters Krapos zusammengezogen. Bey ihnen befanden sich eine ganz neue Art von Streitern, welche, statt der gewöhnlichen Waffen, eine 10 Fuß lange Stange führten, woran eine scharfschneidende Klinge, beynah wie eine Sense, und woran eine lange und spitzige Pique war. Mit diesen furchtba-

ten Waffen, welche eine Erfindung des podalischen Obergenerals K o s k o s waren, fochten sie in Colonnen und gewöhnlich auf den Flügeln der regulairen Truppen. Solcher ungewohnter Krieger befanden sich diesmal über Zweytausend bey der feindlichen Armee.

Der Anführer desselben hielt es für unmöglich, daß Kakodämon schon in dieser Gegend seyn konnte; als er sich aber durch den unerwarteten Augenschein davon überzeugte, nahm er sogleich eine noch festere Stellung hinter einem großen Moraste ein. Ohne ihm aber Ruhe zu lassen, ließ Kakodämon seine

Truppen anrücken, unter dem feindlichen Kanonenfeuer durch den Morast setzen und mit dem Bajonnet angreifen. Vergebens leisteten die tapfern Podalier den hartnäckigsten Widerstand; das feindliche Ungestüm warf sie zu Boden und die Uebrigen mußten die Flucht ergreifen. Dieser erste Sieg, wo der Feind ungeachtet seiner vortheilhaften Stellung, in die Flucht geschlagen wurde, war von großer Wichtigkeit und der Vorbote zu den andern, welche binnen kurzer Zeit hintereinander erfolgten.

Nach seinem Rückzuge hatte sich der Feind in weiter Entfernung vom Schlachtfelde bey Bresc gelagert und

viele kleine Corps an sich gezogen, um den Bojaren die Spitze zu bieten. Er erwartete täglich ihren Angriff; da er aber nicht erfolgte, so wurde er endlich sicher, und unterließ die nöthige Wachsamkeit. Kakodämon marschirte, durch gute Wegweiser geleitet, die beschwerlichsten Seitenwege mit einer beyspiellosen Geschwindigkeit, und stand plötzlich vor der feindlichen Armee, welche ihn von dieser Seite nimmermehr erwartet hätte. Diesmal entschied die Cavallerie allein den Sieg und die Infanterie kam gar nicht zum Gefechte. Es dauerte sechs Stunden und nach Verlauf derselben war das ganze feindliche Corps, über 13,000 Mann stark,

völlig aufgerieben. Nur etwa 300 retteten sich durch die Flucht; eben so= viel geriethen in Gefangenschaft; die übrigen alle lagen auf dem Schlacht= felde.

Kakodämon rastete nach diesem Siege einige Wochen in Breso. Sei= ne Truppen, welche durch Strapatzen, durch Escorten und Vorposten, wie auch durch den Feind, sehr geschwächt wa= ren, bedurften Erholung, und es war nöthig, daß sich die Corps, welche un= ter Commando der Generale Defila und Ferro in einer andern Gegend fochten, mit ihm vereinigten. Dieses zu verhindern gab sich der podalische

Großfeldherr K o s e k o, der nach der unglücklichen Schlacht bey B r e s o in eigner Person commandirte, alle Mühe. Er suchte Kakodämons schwaches Corps von allen Seiten einzuschließen; allein sein Vorhaben ward durch die Klugheit des Generals D e f i l a vereitelt. Er selbst wurde überlistet und General F e r r o, welcher von der andern Seite herbeyeilte und über die W a ch s a setzte, nöthigte ihn bey M a s ch e z i zu einem Treffen, welches ihm seine Armee und das Leben kostete.

Wider seinen Willen zur Schlacht genöthiget bot K o s e k o die letzten Kräfte auf, um mit seiner Cavallerie

Widerstand zu leisten, mußte aber endlich das Feld räumen. Er suchte auf einem schnellen Pferdte zu entkommen, wurde aber von einigen Kaskiern eingeholt. Er hatte schon zwey Hiebe bekommen, einen in den Hals, den andern auf den Kopf, und da er, als man ihn, Pardon zu rufen, aufforderte, stumm war, so gab ihm ein Kaskier mit der Lanze einen Stich in den Rükken, daß er ohne Bewußtseyn vom Pferde stürzte. Er würde unfehlbar verloren gewesen seyn, wenn nicht ein neben ihm flüchtender Officier dem Kaskier zugeschrieen hätte: daß man seiner schonen möchte, weil dies der Anführer sey. Man trug ihn halb entseelt in das

nahe liegende Kloster, wo man ihn sorgfältig verband und bald darauf als Gefangenen nach Piranoburg bringen ließ. In seiner Tasche fand sich eine geladene Pistole, deren Gebrauch leicht zu errathen war, woran er aber durch den Verlust des Bewußtseyns verhindert wurde. Das grausame Schicksal wollte es, daß dieser große Mann das Unglück seines Vaterlandes überleben sollte.

Diese unglückliche Schlacht entschied Podaliens Schicksal. Der Muth der Truppen wurde durch den Verlust ihres Anführers völlig niedergeschlagen; besonders ahndete die Hauptstadt den bal-

digen Untergang der podalischen Verfassung. Die Anführer der podalischen Truppen hatten bisher die Nachricht, daß Kakodämon, das Schrecken der Othonier, die bojarischen Truppen anführe, vor den Ihrigen sorgfältig verborgen, um ihren Muth nicht niederzuschlagen. Als sie doch den Namen des commandirenden Generals erfuhren, gaben sie vor, daß es ein junger General sey, der mit jenem berühmten Bändiger der Othonier weiter nichts als den Namen gemein habe. Nunmehr aber war es nicht länger möglich, Kakodämons Daseyn zu verbergen und — die Folge dieser Entdeckung war eine gänzliche Muthlosigkeit unter den Officieren und

gemeinen Soldaten. So furchtbar wirkte Kakodämons Name! Noch einmal stellten sich die Podalier bey Kabyla in Schlachtordnung; allein die bojarischen Bajonnette und Kakodämons Name brachten sie bald zum Weichen. In wilder Unordnung flohen sie und eilten nach Wirsa und Perga, wo sie sich verschanzten, mit dem Entschluß, hier ihr Leben theuer zu verkaufen.

Dem Sieger blieb nun nichts weiter übrig als die in Wirsa und Perga verschanzte feindliche Macht anzugreifen. Hier standen über Dreyßigtausend Mann der auserlesensten Truppen unter den Waffen und hinter Boll-

werken, die sie mit der größten Kunst und Anstrengung aufgeworfen hatten. Wirsa, die neue Hauptstadt des podalischen Reiches, war in einem guten Vertheidigungszustande; hier war die ganze Generalität der Armee versammelt; hier befanden sich die Häupter der Conföderation; hier waren die Reichsversammlung und der König an ihrer Spitze. Auf der andern Seite des Wachsa-Strohms war in Perga, welches als eine Vorstadt von Wirsa angesehen werden kann und durch eine große steinerne Brücke mit der Hauptstadt zusammenhängt, ein verschanztes Lager, welches dieser zur Vormauer diente. Kakodämon näherte sich

mit seiner ganzen Armee diesen Verschanzungen auf die Weite eines Kanonenschusses, und beschloß, durch einen Sturm das Schicksal des Reichs zu entscheiden. Ispaels Schicksal schwebte ihm bey dem Plan dazu vor Augen und ließ ihn nicht an dem glücklichen Erfolg seines kühnen Wagstücks zweifeln.

In einem kleinen Dorfe, in der Nähe der feindlichen Verschanzungen, nahm er sein Standquartier und von hier aus vertheilte er die Rollen zu dem fürchterlichen Trauerspiel, das in der folgenden Nacht seinen Anfang nehmen sollte. Die ganze Armee stand zum

Sturm fertig und wartete mit Ungeduld auf das Signal zum Angriffe. Nach Mitternacht gab er das erste Zeichen. Bey dunkler Nacht setzten sich sogleich alle sieben Colonnen, nach der gemachten Disposition, in Bewegung. Er selbst verließ sein Quartier und stellte sich auf eine Anhöhe, von wo aus er Alles übersehen konnte. Hier stand er in furchtbarer Größe wie der allmächtige Lenker des Donnergespanns; sein Blick drohte Todt und Verderben. Er richtete sein Gesicht auf Wirsa und Perga, das noch in dunkler Nacht vor ihm lag, wie der Würgengel, welcher die Erstgeburt in Aegypten schlug.

Unter einem fürchterlichen Kartätschen- und Flintenfeuer, welches die Feinde von ihren Festungswerken auf die anrückenden Colonnen machten, stürzten sich diese über Gräben und Wälle unaufhaltsam vorwärts und warfen mit dem Bajonnet Alles zu Boden, was ihnen in den Weg kam. Mit dem größten Ungestüm drangen sie über alle Verschanzungen nach der Brücke hin, welche Perga von der Hauptstadt trennt, und schnitten somit dem Feinde alle Rückkehr ab. Was nicht niedergestoßen wurde, das wurde in den Strohm getrieben. Alle Colonnen erreichten ihren Bestimmungspunkt, und ihnen folgte die Reserve nebst der Artillerie und

Cavallerie, welche die eroberten Posten besetzte, um den Stürmenden keine Zeit zu rauben, ihren Sieg weiter zu verfolgen.

Nachdem die Colonnen den Feind aus allen Verschanzungen vertrieben hatten, drängten sie sich von allen Seiten durch die letzten Befestigungen in Perga selbst ein, wo sie auf den Straßen und öffentlichen Plätzen ein fürchterliches Blutbad anfingen; Alles strömte hier von Blut über. Das Schauervollste war das Niedermetzeln einiger Tausend am Ufer der Wachsa, die in die Flucht getrieben sich nicht

weiter retten konnten. Die Einwohner von Wirsa mußten dieses traurige Schauspiel von der andern Seite mit ansehen, ohne ihren unglücklichen Brüdern beystehen zu können. Alle Schonung hatte hier aufgehört, jede Regung von Menschengefühl war in der Brust des blutgierigen Kriegers erstickt. Unter den Stürmenden befanden sich mehrere, die vor acht Monaten dem Blutbade in Wirsa mit Noth entgangen waren. Sie waren Zeugen von der Grausamkeit gewesen, mit welcher man damals ihre Waffenbrüder erwürgt hatte; das Blut derselben schien um Rache zu schreyen, und ihre Cameraden, denen sie ihre Wuth mitgetheilt hatten,

unter-

unterstützten sie in dieser schaudervollen Rache.

Ein großer Theil der Häuser von Perga stand in Flammen. Rings umher hörte man nichts als das Brüllen der Kanonen, das Geklirr der Waffen, das Geschrey der Kämpfenden, das Gewinsel der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden. Unter diesen schrecklichen Umständen brach der Tag an und beleuchtete mit seinen Strahlen diese schrecklichste aller Scenen. Die podalischen Truppen, welche sich in Wirsa befanden, besetzten mit einer ungeheuern Artillerie das disseitige Ufer; um einen Uebergang des Feindes abzuwehren und

machten ein entsetzliches Feuer gegen das jenseitige Ufer; allein dadurch schadeten sie ihren eignen Waffenbrüdern, die nach den Fluß gedrängt wurden mehr als den Bojaren. Ein großer Theil der Truppen, die in Perga fochten, kam durch das Geschütz seiner jenseitigen Cameraden ums Leben. Die Bestürzung in der Hauptstadt war allgemein und in allen Volksklassen herrschte die größte Muthlosigkeit. Das Zischen der Kugeln, die Schläge der Bomben, das Erbeben und Geheul von Perga her war in allen Winkeln der Stadt hörbar. Man zog die Sturmglocken und dies dumpfe Ertönen, vereiniget mit dem Winseln und Geschrey

der Einwohner; erfüllte die Lüfte mit einem schrecklichen Widerhall.

Nach einem vierstündigen Sturme, um neun Uhr des Morgens, war ganz Perga in der Gewalt der Bojaren. Mit einem Schlage war durch dieses kühne Unternehmen der Rest der podalischen Macht vernichtet. Eine dreyfache Verschanzung, die auf eine Besazzung von 30,000 Mann und eine sehr zahlreiche Artillerie trotzte, war in den Augen der Hauptstadt des Königreiches, die alle ihre Hoffnung auf dieses Bollwerk setzte, mit bewaffneter Hand genommen. Ueber Dreyzehntausend Feinde lagen auf dem Kampfplatze; über

Zweytausend waren im Strohme ertrunken; gegen Funfzehntausend geriethen in Gefangenschaft. Von der ganzen Besatzung retteten sich gleich anfangs ungefähr Achthundert über die Brücke nach Wirsa. Der Verlust der Bojaren war sehr unbedeutend und betrug nicht über Sechshundert Mann. Alles Geschütz von Perga und alle Vorräthe fielen den Siegern in die Hände.

Kakodämon stand als Sieger vor dem brennenden Perga und betrachtete die Wirkungen seiner zerstörenden Macht. Es war ein fürchterlicher Anblick, ihn hier wie die Gottheit des Verderbens stehen zu sehen. Nachdem

Alles vorüber war, setzte er sich am äußersten Punkt der Verschanzungen, unweit dem Thiergarten, nieder. Seine vornehmsten Generale versammelten sich hier um ihn herum, und statteten ihm ihre Glückwünsche zu diesem Siege ab. Der Feldherr ließ sie unter einem Zelte auf der Erde mit einer kleinen Mahlzeit bewirthen, zu welcher auch die gefangenen feindlichen Generale eingeladen wurden. Ein schreckliches Mahl!

An den König von Kaponenland, der ihm kurz vor dem Sturm Nachricht von seiner mißlichen Lage hatte geben lassen, fertigte er sogleich einen Eilbo-

ten ab. Der ganze Brief, worin er ihm diesen wichtigen Sieg meldete, bestand in den Worten: „Perga ist mein und Wirsa zittert!“ Es war nicht möglich, den gegenwärtigen Zustand kürzer und treffender zu charakterisiren. Eben so kurz und kraftvoll war die Nachricht, die er seiner Königin davon gab: „Hurrah! Perga!“ Miranda, über diesen Sieg höchst erfreut, antwortete ihm eben so kurz wieder: „Hurrah! Feldmarschall!“ Wenig Wochen darauf erhielt er das Patent zu dieser wichtigen Stelle, über welche er die größte Freude bezeugte. „Nicht wahr, ich kann noch springen?“ sagte er zu sei-

nem Gefolge, und sprang dazu nach Sitte der Kaskier einigemal im Zimmer auf und ab. Alle verstanden, was er damit eigentlich sagen wollte. Er war verschiedenen andern Generalen en chef vorgezogen worden, oder hatte sie, wie man zu sagen pflegt, übersprungen. Den Feldmarschallsstab nahm er nicht eher an, als bis er durch die Einsegnung eines Priesters geweiht worden war. Bald darauf überschickte ihm auch der König von Kanonenland seine beyden großen Orden, und Astraliens König übersendete ihm, zum Beweis seiner Achtung, sein Bildniß reich in Brillanten gefaßt. Miranda vermehrte diese Geschenke noch durch Siebentau-

send Bauern, welche im bojarischen Reiche bekanntlich wie eine Waare verkauft und verschenkt werden.

Wenig Tage darauf ergab sich die Stadt Wirsa an den Sieger ohne Schwerdtstreich. Sie schickte drey Deputirte zu ihm nach Perga, welche die Unterwerfung der Stadt ankündigen und um Schonung flehen sollten. Diese drey Patrioten wurden durch den Anblick des verwüsteten Pergas und durch die traurige Rückerinnerung an das Vergangene so wie durch die schrekkenden Gedanken an die Zukunft so gerührt, daß sie im Zelte des Grafen vor Thränen lange nicht reden konnten.

Kakodämon behandelte sie nicht hart, ja er ließ ihnen sogar Wein und Brod zur Erfrischung reichen. Die Bedingungen waren gelinder als sie erwartet hatten; nur konnten sie nicht versprechen, daß die in der Stadt noch befindlichen Truppen die Waffen niederlegen sollten, weil sie keine Macht darüber hatten. Dieser Punkt verursachte noch Schwierigkeiten und Aufschub und veranlaßte mehrere Gesandschaften an den Grafen, welcher durchaus darauf bestand, daß die podalischen Truppen entwaffnet werden sollten. Als diese endlich abzogen, kam die Capitulation zu Stande.

Sein Einzug glich einem Triumphe bey den Römern. Vor ihn her defilirten die dazu bestimmten Truppen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen über die Brücke durch die Stadt. Er selbst ritt in der Mitte seiner Generale und Adjutanten. Am jenseitigen Ufer dicht bey der Brücke empfingen ihn sämmtliche Mitglieder des Magistrats knieend und in schwarzer Kleidung. Der Vornehmste unter ihnen überreichte ihm auf einem samtnen Küssen die Schlüssel der Stadt von Silber und stark vergoldet, desgleichen Brod und Salz, und hielt dabey eine kurze Bewillkommungsrede.

Kakodämon bewies sehr viel Herablassung gegen den Magistrat und gegen die Bürger, die sich haufenweise auf den Straßen zu ihm hindrängten. Mehrere derselben wurden von ihm umarmt, andern drückte er treuherzig die Hände und nannte sie dabey: „Brüderchen!" Ueberall, wo er hinkam, erschallte auf den Straßen und von den Fenstern herab der Ruf: „Es lebe Miranda! Es lebe Kakodämon!" Er nahm nun sein Quartier für beständig in Wirsa.

Der König von Podalien, dessen Reich bald nicht mehr von dieser Welt war, weil es die Beute seiner mächtigern Nachbarn werden sollte, befand

sich auch noch in der Stadt, die nun bald aufhörte, seine Residenz zu seyn. Kakodämon hatte eine feyerliche Audienz bey ihm und erschien hier in einem Pompe, dergleichen man an ihm noch nie gesehen hatte. Wer ihn in seiner gewöhnlichen Tracht, einer aufgeschlagenen grünen Jacke und ledernen Hosen, zu sehen gewohnt war, der hätte ihn fast nicht erkannt, als er ihn in einer feyerlichen Staatsuniform, mit allen seinen beynah unzähligen Orden und Ehrenzeichen behangen, zu dieser Audienz in einem Staatswagen einherfahren sah. Vor ihm her ritt eine ganze Escadron Husaren, zwey und zwey, um seinen Wagen mehrere Ge-

nerale und Officiers von allem Range. Hintennach folgte eine Escadron Jäger zu Pferde in Linien, die den Beschluß machten.

Die podalischen Truppen, welche Wirsa vor seinem Einzuge verlassen hatten, wurden von seinen Generalen bald eingeholt, und theils völlig zerstreut und niedergemacht, theils zur Niederlegung der Waffen gezwuugen. Der schwache König reiste bald darauf nach Garnau, wo er durch eine feyerliche Akte sein Reich abtrat und sein Vaterland, das er so unmännlich vertheidiget hatte, der Theilung und Zerstückelung Preis gab.

Kakodämon genoß ein ganzes Jahr hindurch der Früchte seines Siegs. In Wirsa wurde er wie ein Halbgott verehrt und man besang seine großen Kriegsthaten in Volcksliedern. Erst nachdem die völlige Theilung Podaliens beschlossen und ins Werk gesetzt war, verließ er die bisherige Hauptstadt und kehrte nach Piranoburg zurück, wo ihm Miranda beynah königliche Ehre erwieß.

Dreyzehntes Kapitel.

Kakodämons Ruhestand. Mirandas Todt. Disharmonie zwischen Palämon und Kakodämon. Wiederaussöhnung.

„Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis Tyranni
Mente quatit solida —
Nec fulminantis magna Iovis manus.“
Horat. (Od. III. 3.)

Auf seinen Lorbeern ruhte der Held Da kein Krieg mehr war, so beschränk-

te sich seine ganze militärische Thätigkeit und Revüen, die er zu bestimmter Zeit und in verschiedenen Gegenden des Reichs hielt. Die übrige Zeit brachte er entweder in der Residenz, oder auf seinen Landgütern und im Zirkel der Seinigen oder in Betrachtung seiner großen Thaten zu. In seinem Vaterlande stand er in dem größten Ansehen und die ersten Familien des Reichs beeiferten sich um seine Freundschaft und nähern Verbindung. Da er eine Tochter besaß, so gab es eine Menge Fürsten und Grafen, die sich um die Hand derselben bewarben. Jeder junge Baron wünschte der Schwiegersohn eines solchen Mannes zu werden. Aber

auch

auch ohne diese allerdings wichtigen Rücksichten, war Gräfin Sophie, das ist ihr Name, einer ernstlichen Bewerbung werth. Der Glückliche, der von ihr und ihrem Vater gewählt wurde, war Graf Caspar Zaboka, ein Mann von vorzüglichen Talenten, der in der Armee seines Schwiegervaters bis zum General emporgestiegen war.

Während dieser Familienfreuden ereignete sich ein Unfall, der unsern Kakodämon sehr erschütterte. Es war der Tod der Königin Miranda, seiner grosmüthigen Beschützerin und vieljährigen Freundin. Sie hatte ein unerschütterliches Vertrauen in ihn gesetzt

und bekannte es öffentlich, daß Kakodämon die vornehmste Stütze ihres Throns und Reiches sey. Dagegen zeigte dieser hinwiederum eine Ergebenheit und Anhänglichkeit an seine Monarchin, die in der Geschichte selten ihres Gleichen hat. Er war das Schwerdt und der Bogen Mirandas, und richtete jeden ihrer Befehle mit der größten Pünktlichkeit aus. Selbst in der Periode, wo Pansalvin, der Fürst der Finsterniß, sie ganz beherrschte, und er, in einer gewissen Hinsicht, nicht mehr in dem vorigen Credit stand, blieb er ihr doch getreu; und endlich trug er sehr viel dazu bey, sie von dem übermächtig und daher übermüthig gewordenem

Günstling zu befreyen, wie wir oben gesehen haben.

Mirandas Thronfolger war Palämon der Erste. Auch er kannte Kakodämons große Verdienste um das bojarische Reich und benutzte jede Gelegenheit, wo er ihm seine Erkenntlichkeit und Gnade bezeugen konnte. Allein unser Held fand bald wichtige Ursachen, mit diesem neuen Regenten unzufrieden zu seyn. Es waren dies keine persönlichen Beleidigungen, keine Herabsetzung oder Vernachlässigung — es war aber etwas, was ihm von ganzer Seele schmerzlich war. Der neue König fand nämlich für gut, bey der Ar-

mee gewisse Veränderungen vorzunehmen, z. B. in der Kleidung, Armatur u. s. w., welche ihm als nützlich und zweckmäßig geschildert worden waren, die aber den Beyfall Kakodämons und mehrerer älterer Generale nicht hatten. Ferner wurden viele Officiere, die zum Theil durch ihn avancirt worden waren, verabschiedet, weil sie das Unglück hatten, denjenigen zu mißfallen, die einen großen Einfluß auf den neuen König hatten.

Kakodämon war freymüthig genug, dem König gegen diese Maaßregeln Vorstellungen zu thun, und ihm das Unzu-

längliche und Unzweckmäßige derselben vorzustellen. Wer die Verfassung des bojarischen Reichs kennt, der weiß, wie viel es sagen will, gegen den ausdrücklichen Willen und Befehl des Königes Vorstellungen zu thun. Es war daher allerdings eine große Kühnheit, zumal da Palämon der Mann gerade nicht ist, der sich Vorstellungen gefallen lassen will, und da er von der souverainen Gewalt so sonderbare Begriffe hat. Indeß Kakodämon wagte sie und Palämon nahm sie von diesem Manne nicht ungnädig auf, da er wußte, daß er's gut meyne. Indeß wurde doch weiter keine Rücksicht darauf genommen und die anbefohlnen Veränder-

ungen wurden sogleich ins Werk gerichtet.

Dies war mehr als Kakodämon ertragen konnte. Er mochte nun nicht länger mehr bey einer Armee dienen, wo die Einrichtungen, die er mit so gutem Erfolg, wie der Augenschein lehrte, gemacht hatte, gänzlich umgestoßen und mit minder brauchbaren vertauscht wurden. Durch diesen Befehl fühlte er seine Ehre aufs tiefste gekränkt, und er bat daher um seinen Abschied. Er wollte sich ganz vom Schauplatz der öffentlichen Geschäfte entfernen und in der Einsamkeit den Rest seiner Tage verleben. Diejenigen Officiere, wel-

che man so ungerecht, wie er glaubte, verstoßen hatte, nahm er zu sich und gab ihnen den nöthigen Unterhalt aus seinen eignen Mitteln. Er hoffte, daß man in Ansehung ihrer anders gesinnt werden würde, und er hielt es daher für seine Pflicht, diese braven Männer der bojarischen Armee zu erhalten.

Palämon war empfindlich über diese Empfindlichkeit und diesen Trotz des alten Kriegers. Dennoch hatte er zuviel Achtung für seine Verdienste, als daß er ihm seine Ungnade hätte fühlen lassen sollen. Ueberdies war er eben im Begriffe, einen Krieg gegen die utopische Republik anzufangen —

und dazu bedurfte er eines Anführers wie Kakodämon war. Statt ihm also Vorwürfe zu machen, kam er ihm vielmehr mit Bitten und Schmeicheleyen entgegen. Er schrieb selbst an ihn, nannte ihn den Stolz und die Stütze seines Reichs, und bat ihn den Commandostab wieder aus seinen Händen anzunehmen und einen Krieg zu führen, den nur Er mit glücklichem Erfolg zu führen im Stande sey.

Es war schwer, solchen Schmeicheleyen und Bitten zu widerstehen. Aber daß es gerade dieser Krieg war — das erweichte den trotzigen Sinn des alten Feldherrn noch mehr als alle Schmei-

ßen und liebkosenden Reden. Wir wissen, daß er von jeher ein großer Freund und Vertheidiger der souverainen Gewalt war. Deshalb war er gleich beym Ausbruch der utopischen Revolution ein heftiger Gegner derselben. Sein Haß gegen sie und die Urheber und Leiter derselben nahm mit jedem Jahre zu, und sein stiller Wunsch war es schon längst gewesen, gegen die gottesvergessene, königsmörderische und rasende Nation, wie er sie nannte, zu Felde zu ziehen. Den König in diesem Reiche wieder herzustellen, den Religionscultus und die Geistlichkeit wieder auf den alten Fuß zu setzen, und den Adel in seine vorigen Rechte wieder ein=

zusetzen — dies dünkte ihm ein Triumph zu seyn, für den er alle bisherigen aufzuopfern bereit war.

Unter solchen Umständen also war es ihm nicht möglich, den Wünschen seines Monarchen entgegen zu seyn. Er übernahm das Commando der Truppen, die, in Verbindung mit den Astraliern, den Uebermuth der Utopier demüthigen und in jenem Lande die alte Ordnung der Dinge wieder herstellen sollten. Hätte er gewußt, wie schwer dies Unternehmen sey, und wie sehr sein Ruhm dabey in Gefahr kommen würde — gewiß er wäre in der Einsamkeit geblieben, in die er sich so ehrenvoll zurück-

gezogen hatte. Die Türken haben das Sprüchwort: „Das Schicksal läßt sich an keine Ketten legen." Dies ging auch mit unserm Helden in Erfüllung; das Schicksal wollte ihn noch einmal auf die Bahn der Ehre führen, um hier eine Tücke an ihm auszuüben, die ihm schmerzlicher als der Verlust seines Lebens seyn mußte. Doch das Schicksal läßt sich nicht an Ketten legen! Die Utopier waren nun einmal dazu bestimmt, auch diesen Heldencoloß zu erschüttern und das Unglück der Othonier und Podalier an ihm zu rächen.

Ohne Ahndung seines Schicksals eilte er demselben entgegen. Jugendli-

che Kraft war wieder in ihn zurückgekehrt, er ging nicht, sondern er flog, mit der Schnelligkeit eines Adlers, an den astralischen Hof, wo er mit der größten Auszeichnung empfangen wurde und von da zu der Armee, die in Rymalien eindringen sollte. Die astralischen Truppen, welche unter seinem Oberbefehl stehen sollten, waren den bojarischen auf der Bahn des Siegs schon vorangegangen und hatten beträchtliche Vortheile über den Feind erfochten, der sich damals in einer sehr schlechten Verfassung befand. Kakodämon kam, wie ein zweyter Cäsar, schlug und siegte. Sein Anfang war glänzend, sein Name schien wie ein Talisman zu wirken,

und er wirkte so lange, bis — der Zauber vorüber war, um mit den Hexen in Shakespeares Macbeth zu reden.

Auf welche Art sich Kakodämon gegen die Utopier benahm und welcher Mittel er sich bediente, um ihnen seinen Namen recht furchtbar zu machen, davon haben wir bereits im ersten Kapitel dieser Schrift gehandelt, welches unsern Lesern nunmehr hoffentlich ganz deutlich seyn wird.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Gespräch über Kakodämon.

„Horrendus late nomen in ultimas
Extendat oras — — — —
Quis non Latino sanguine pinguior
Campus sepulcris impia proelia
Testatur, auditumque Medis
Hesperiae sonitum ruinae?“

Horat. (Od. III. 3. et II. 1.)

Macer, Bredow, Amir.

(Die Scene ist in Rumalien, im bojarischen Lager, im Zelte des bojarischen

Hauptmanns Bredow, welchen der astralische Major Macer besucht. Erst späterhin kommt Arirt, Kakodämons Adjutant, hinzu.)

Bredow. Willkommen bey mir, Freund Macer! Längst schon hab' ich mich einmal gesehnt, dich wieder zu sprechen. Wer hätte es denken sollen, als wir damals miteinander gegen die Othonier zu Felde zogen, daß wir uns jemals wieder, daß wir uns in Rumalien wieder sprechen und gemeinschaftlich gegen die Utopier fechten würden?

Macer. Ja wohl, bester Bredow! Wer hätte das denken sollen? Daß ich Dich hier wieder finde, freut mich von ganzem Herzen und ist eine

von den wenigen und seltenen Freuden des Kriegs. Aber, Bruder, des Kriegs selbst bin ich nun herzlich müde, besonders eines Kriegs wie der gegenwärtige ist!

Bredow. Ihr seyd freylich schon lange unter den Waffen: und da ist's kein Wunder, wenn ihr's nach und nach überdrüßig werdet. Ich kenne Dich von sonst her und weiß, daß Du, so wie ich, den Krieg als eine schreckliche Nothwendigkeit betrachtest, und daß Du ihn an und für sich selbst verabscheuest. Aber wir sind nun einmal Krieger — —

Macer.

Macer. Trauriges Loos!

Bredow. Du warst ja aber doch sonst mit Deinem Stande zufrieden, gerade so wie ich's auch bin. Beschwerlich, sehr beschwerlich ist er freylich.

Macer. Ach, die Beschwerden wollt' ich gern tragen, und ich bin sie zu tragen gewohnt — aber — —

Bredow. Nun, Bruder, was hast Du denn für ein Aber?

Macer. Aber die Unmenschlichkeiten — die empören das menschliche Gefühl —

Bredow. Ich antworte Dir, wie vorhin: eine traurige Nothwendigkeit.

Macer. Richtig. Allein es giebt Unmenschlichkeiten, die sich nicht mit der traurigen Nothwendigkeit entschuldigen lassen — freywillige, absichtliche Unmenschlichkeiten, die mein ganzes Gefühl empören!

Bredow. Ich weiß nicht, worauf Du besonders zielest.

Macer. Bredow, wir sind Freunde, alte Freunde und Cameraden! Wir müssen offenherzig mit einander re-

den. Das, was ich gestern mit den Gefangenen sah, ist eine von diesen Unmenschlichkeiten, noch schaudert mir die Haut, wenn ich daran denke. Ha, das war barbarisch!

Bredow. Du hast Recht, Bruder! Auch mir war der Auftritt schauderhaft und ist mirs noch und das Benehmen Kakodämons ist mir unerklärbar. Indeß glaube ich doch, daß er seine besondern Ursachen dazu haben muß.

Macer. Das mögen schöne Ursachen seyn! Nein, glaube mir, seine Grausamkeit ist die einzige Ursache.

Er ist grausamer als ein Tiger geworden!

Bredow. So könnte es scheinen, und doch hab' ich so viele Beweise fürs Gegentheil. Du hast ihn ja sonst auch gekannt?

Macer. Wohl hab' ich ihn in dem Feldzuge gegen die Othonier kennen gelernt und unter ihm gedient. Damals war er freylich auch ein wilder Krieger, dessen Grundsatz es war: „Alles nieder!" Allein so grausam war er damals doch nicht. Und überdies hätte sichs noch gegen die unmenschlichen Othonier rechtfertigen lassen, um

das Vergeltungsrecht an ihnen auszuüben.

Bredow. Wie, wenn er in dem gegenwärtigen Kriege dieselbe Absicht hätte?

Macer. Wie kann er das, da die Utopier unsere Gefangene immer sehr gut behandelt haben? Was sie gegen die bojarischen Truppen thun werden, hätte er erst abwarten sollen. Aber so, haben sie das Vergeltungsrecht auszuüben, und ich fürchte, daß sie's auf eine schreckliche Weise thun werden.

Bredow. Ich stelle mir die Sache so vor; Kakodämon ist im hohen Grade gegen die Utopier eingenommen; er hält sie für eben so barbarische Wilde, wie die Othonier und glaubt, sie völlig auf gleichen Fuß behandeln zu müssen. Ueberdies glaubt und weiß er, daß sein bloßer Name ihnen furchtbar sey; um sie in dieser Furcht zu erhalten und ihnen gleich anfangs ein recht panisches Schrecken einzujagen, behandelt er sie auf eine Weise, die freylich gegen alles Kriegsrecht ist. Er will dadurch bewirken, daß sie gar nicht mehr gegen ihn Stand halten sollen, er will ihre Horden blos durch den Schrecken seines Namens vor

sich vertreiben. Hörtest Du nicht, wie er zu Perend sagte: „Sag ihnen, Kakodämon sey da?"

Macer. Wohl hörte ich's, und ärgerte mich über diese Fanfarenade.

Bredow. Etwas mehr scheint es mir doch zu seyn. Wenn er seine Absicht erreicht, so ist das gewiß das beste Mittel, den Krieg abzukürzen. Und das ist immer seine Hauptabsicht; ein kurzer, entscheidender Feldzug ist seine Manier; den Krieg ins Lange zu dehnen ist seine Sache nicht. Wirkt der Schrecken seines Namens bey den Utopiern, wie er unstreitig wirken wird,

so wird der Krieg bald zu Ende seyn, und die Alliirten erreichen dann ihre Absichten.

Macer. Gut, wenn es wirkt. Wie aber, wenn es nicht wirkt?

Bredow. Freylich — freylich dann wäre es schlimm!

Macer. Und es wird gewiß nicht wirken. Glaube mir, ich kenne die Utopier aus langer Erfahrung. Je größer die Gefahr für sie ist, desto muthiger und kühner werden sie. Sie sind uns nie fürchterlicher gewesen, als wenn wir sie am Rande des Verder-

bens glaubten. Sie zeigen dann eine bewundernswürdige Energie; sie vereinigen sich dann mit einem an Raserey gränzenden Enthusiasmus; alle Partheysucht hört dann auf, sie stehen alle für einen Mann, sie kämpfen wüthend für ihr Leben, für Vaterland und Freyheit und — sie sind unüberwindlich. Wir haben die traurige Erfahrung davon in sechs Feldzügen gemacht. Die Stimme: „Das Vaterland ist in Gefahr!" wirkte wie ein elektrischer Schlag durch ganz Utopien; Schaaren von Kriegern strömten an die Grenzen — und die Gefahr des Vaterlandes war bald vorüber. Unser König hätte gewiß Friede mit ihnen gemacht, und ge-

halten, wenn er nicht durch fremden Einfluß wäre gehindert worden. Wir haben jetzt einen neuen Feldzug begonnen, und der Sieg ist bis jetzt stets auf unserer Seite gewesen. Aber, Freund, wir haben dergleichen Feldzüge schon mehrere gemacht. Der Anfang war glücklich und glänzend, aber das Ende war unrühmlich und gefährlich für uns. Wären wir in dem gegenwärtigen anfangs einigemal geschlagen worden, dann würde ich mehr Hoffnung zu glücklichen Fortschritten unserer Waffen haben. Jetzt sind meine Hoffnungen sehr klein; jetzt fürchte ich einen schrecklichen Vernichtungskrieg.

Bredow. Ich kann Dir nicht widersprechen. Indeß habe ich doch großes Zutrauen zu der Tapferkeit unserer Truppen, und zu unserm Kakodämon.

Macer. Auch ich setze in beyde kein Mistrauen; nur glaube ich, daß sich unser Feldherr sehr verrechnet und falsche Maasregeln ergriffen habe.

Bredow. Wahrscheinlich ist mirs nicht, ob ich es gleich nicht für unmöglich halte. Die Erfahruug wird es uns bald lehren. —

(Anirt tritt in das Zelt.)

Anirt. Nun wie geht's, Herr Hauptmann? Ist die Ordre befolgt? Das soll ich Sie im Namen des Herrn Feldmarschalls fragen.

Bredow. Ja, sie ist befolgt, Herr Adjutant! Hier habe ich die Ehre Ihnen den astralischen Major, Herrn v. Macer, einen alten Freund und Waffenbruder aus dem othonischen Kriege, vorzustellen.

Anirt. Ich habe schon gestern die Ehre gehabt, den Herrn Major zu sehen.

Macer. Ja, Sie rapportirten gestern, als ich beym Herrn Feldmarschall war.

Anirt. Sie schienen über den Vorgang mit den Gefangenen äußerst unzufrieden zu seyn. Ich bewunderte die Kühnheit, mit welcher Sie es wagten, dem Feldmarschall Gegenvorstellungen zu thun.

Macer. Wollte Gott, daß sie nur nicht fruchtlos gewesen wären!

Anirt. Kakodämon war gestern bey ganz guter Laune. Ueber Tische

scherzte er über Ihren Unwillen. „Der Major, sagte er, scheint ein ganz guter Mann zu seyn; nur scheint er zuviel Zartgefühl zu haben und meine Maasregeln nicht zu verstehen. Er wird hoffentlich noch Gelegenheit haben, jedes abzulegen und diese kennen zu lernen. Es thut mir leid, daß ich etwas hart mit ihm reden mußte. Aber die Subordinationsgesetze fordern das so." Einem bojarischen Officier hätte ich das nicht rathen wollen.

Bredow. Ich warlich auch nicht. Der Feldmarschall ist gut, aber einreden läßt er sich durchaus nichts.

Macer. Der Oberbefehlshaber hat die Macht, das zu verlangen. Nur dünkte es mir doch zuweilen besser, wenn er einen guten Rath annähme.

Bredow. Das wohl. Allein wer will's ihm gebieten?

Anirt. Haben Sie die Neuigkeit schon gehört, meine Herren, daß Prinz Aurelius die Utopier abermals geschlagen hat?

Bredow und Macer zugleich. Nein, davon haben wir noch nicht ein Wort gehört!

Anirt. Die Sache ist ganz gewiß und wurde so eben durch einen Courier im Hauptquartier gemeldet. Der Sieg soll von großer Wichtigkeit seyn.

Macer. Das ist ja vortreflich! Diese Nachricht wird dem Herrn Feldmarschall sehr angenehm gewesen seyn?

Anirt. (zuckt mit den Achseln.) Angenehm? Ich weiß nicht; wenigstens hat sie ihn nicht heiter gemacht. Er machte ein sehr finsteres Gesicht und sagte weiter nichts als: „Schon wieder ein Sieg — und ich habe bis jetzt blos noch Scharmützel gewonnen!

Nun,

Nun, ich werde doch die verdammten Utopier auch noch schlagen!"

Bredow. O gewiß, das wird er!

Anirt. Daran ist nicht zu zweifeln. Gott gebe aber nur, daß es bald geschieht, sonst haben wir, die wir beständig um ihn seyn müssen, keinen guten Tag! Doch, ich muß Sie jetzt wieder verlassen, meine Herren, weil ich noch einige Aufträge zu besorgen habe. Bis auf Wiedersehen!

(Anirt geht ab.)

Macer. O wie klein! Kakodämon ist neidisch auf den Kriegsruhm

des Prinzen Aurelius und trauert, wenn dieser einen Sieg erfochten hat! Das wird in der Folge gut gehen!

Bredow. Kakodämon ist doch gar zu ruhmsüchtig! Gebe nur der Himmel, daß er bald eine Schlacht gewinnt, sonst gehen unsere Angelegenheiten sehr schief.

Macer. Was hilft eine, was helfen zwey und mehrere Schlachten? Sein Siegesdurst wird nie befriediget werden. Er wird entweder immer Gelegenheit haben, uns zu beneiden, oder wir werden beyde geschlagen und dann kann sich einer mit dem andern trösten.

Bredow. Geschlagen werden?

Das überlebt Kakodämon nicht.

Macer. Die Erfahrung wird's lehren! Ich verspreche mir von einem solchen Kriege nicht viel Gutes!

Ende.

Folgende Schriften können als äußerst interessant empfohlen werden.

Saul der Zweyte, genannt der Dicke, König von Kanonenland, mit Kupf. 1799. 1 rthl. 10 gr.

Wer erkennt in der gefälligen Form, in dem einnehmenden Vortrage der verwickeltsten Begebenheiten, nicht den Verfasser ähnlicher mit dem größten Beifall aufgenommener politischer Gemälde. Das Leben eines großen Mannes, der eine Krone trug, sie bei gefährlichen Verhältnissen, unter überraschenden Gefahren trug, gewinnt noch an Interesse, durch Darstellung von Thatsachen, die bisher Geheimnisse der Kabinette blieben, die keine fremde Feder kannte, und die unser Urtheil über einen der merkwürdigsten Zeiträume, über eine der wichtigsten Personen entscheiden.

Der Fluch der Geburt oder Ueberreste der gesetzlichen Rohheit. Drei Thle m. Kupf. v. Jury. 1799. 8. 1 rthl. 12 gr.

Dieser Roman zeichnet sich unter so vielen seiner Brüder durch Wahrheit der Erzählung und durch edle schmucklose Darstellung aus. Er schildert rührende Szenen, aus der Barbarey einer Leibeigenschaft, die selbst noch einen Theil des Vaterlandes drückt, und die unter dem Schutze der Gesetze, zur Schande unsers Jahrhunderts die Rechte einer ganzen Menschenklasse zu Boden tritt. Er verdient um so mehr Aufmerksamkeit, da ihm eine wahre Begebenheit zum Grunde liegt, die jedes fühlende Herz empört und die allein vermögend wäre, wenn sie zu den Ohren der Mächtigern durchdränge, jenen Gräueln ein Ziel zu sezzen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Edmund Olliver, ein Seitenstück zu Rousseaus Heloise. Mit 1 Kupfer v. Kohl u. Schu-

hart, 1s Bändchen, 8. Erfurt in der Henningsschen Buchhandl. 20 gr.

Bei der geist - und herzlosen Menge der deutschen Romane, die unsere Literatur überfluthen, bleibt es immer verdienstvoll die Originalwerke unserer Geistesverwandten der Engländer auf den vaterländischen Boden zu verpflanzen. Aber seit langer Zeit konnte sich dieses Verdienst niemand mit so vollem Rechte zueignen, als die Uebersetzerin dieses Buchs, voll Geist, Phantasie und Gefühl. Man kennt es in London nur unter den Namen der Heloise der Engländer, so ganz ist man über den Werth desselben einverstanden, daß man es Rousseaus Meisterwerke an die Seite setzt. Wir können einem Buche, daß einen so schönen sittlichen Zweck verfolgt, kein besseres Lob ertheilen, als wenn wir in dieses Urtheil einstimmen, und es so den Lesern empfehlen die Rousseaus Manen verehren. Das 2te und letzte Bändchen folgt nächstens nach.

Europens Götter im Fleisch. Ein Gemälde aus der politischen Welt. Von dem Verf. der Miranda und des Sauls des Zweiten. Zwei Thle mit satyr. Kpf. 1799. 1 rhl. 12 gr.

Ich habe mich meinem Ziele genähert, hier übergebe ich dem Publikum die letzten Resultate meines Herumirrens in der politischen Welt. Unerkannt, jedem meiner Leser unbekannt habe ich selbst viel oder wenig Theil genommen an dem, was ich schrieb, habe ich zum Theil die Rollen mitgespielt die ich austheilte. Eine große Periode meines Lebens, habe ich an den größten Höfen Europens zugebracht, und habe als Augenzeuge manches besser als jeder andre aussagen können; dies habe ich gethan, und dies war der Zweck meiner Schriftstellerei. Diese Bahn meines Lebens ist geschlossen, mit ihr diese Art von Wirksamkeit. Das Leben zweier großen Menschen, die mich einst Freund nannten, erhält das Publikum hier, in meiner letzten Arbeit; man hat auch sie verkannt, sie sind zu wichtig, als daß ich das Publikum noch mit an-

dern Gründen zur Prüfung dieser Schrift auffordern sollte.

Wanderungen eines Franzosen durch Irrland aus d. Französisch. 1r Th. Mit Kpf. 8. 1800. 16 gr.

Das merkwürdige Land, von dem diese Wanderungen ein anschauliches Bild liefern, hat in die gegenwärtige allgemeine politische Erschütterung tief eingewürkt, mehr eingewürkt als der, dem nur die Oberfläche der Dinge begreiflich ist, vermuthen konnte; um so interessanter sind diese Ansichten eines partheylosen Mannes, der jeden Stand, die kleinsten Verhältnisse beobachtend, hier ein Resultat aufstellt, das uns das englische Ministerium in einem Lichte zeigt, in dem man es nicht gern erblicken möchte, und das überhaupt Gedanken weckt, auf welche politische Seher noch nicht kamen.

Reisen unter Sonne, Mond u. Sterne. Ein biograph. Gemälde. 2r Th. Mit Kupf. Preis 1 rthl.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

LD
Albrecht
1800

Albrecht, Johann Friedrich Ernst,

Kakodämon der Schreckliche Pansalvins und Mirandas Donnerkeil, Revisor und Codex der Menschen-Rechte

Pyropolis [=Erfurt] 1800

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 35
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259110-0
VD18 14482525-005